

JOCHEN A. BÄR

Sprachtheorie und Sprachgebrauch der deutschen Romantik

1. Einleitung
2. Sprache als Poesie
3. Sprachskepsis
4. Verstehenslehre
5. Rhetoriktheorie
6. Philologie
7. Sprachgebrauch
8. Fazit
9. Zitierte Literatur

1. Einleitung

1.1. In der Geschichte der Sprachtheorie und Sprachwissenschaft wird die deutsche Romantik traditionell stiefmütterlich behandelt. Zeitlich und auch konzeptionshistorisch eingerahmt von Autoren wie Hamann und Herder einerseits und Wilhelm von Humboldt andererseits, werden spezifisch romantische Beiträge zur Sprachtheorie oft kaum zur Kenntnis genommen, und auch in der Wissenschaftsgeschichte gelten, von der frühen germanistischen Philologie mit Vertretern wie Jacob Grimm und Karl Lachmann und der historischen Grammatik mit Vertretern wie Franz Bopp aus gesehen, Vorläufer wie Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck kaum als relevant. Seitens der Historiographie der Sprachphilosophie vollends werden selbst Autoren, die der Sprache weitaus weniger Beachtung geschenkt haben als die Romantiker – beispielsweise Kant und Hegel –, üblicherweise in jeder Überblicksdarstellung behandelt, während etwa Novalis oder August Wilhelm Schlegel ignoriert werden (so z. B. bei Borsche 1996).

Die vergleichsweise übersichtliche Forschung der letzten gut 40 Jahre (zur älteren Forschung vgl. Bär 1999a, 1) lässt sich grob in vier Stränge einteilen: Untersuchungen zur Dichtungstheorie (z. B. Vietta 1970, Hüge 1971, Frühwald 1983, Jaeger/Willer 2000 und Jaeger 2001), zur Hermeneutik und Übersetzung (z. B. Huyssen 1969, Gebhardt 1970, Frank 1978, Behler 1987a, Hörisch 1987, Hörisch 1988, Di Cesare 1996, Bär 2003a), zur Sprachtypologie und zur historischen Grammatik (z. B. Schmidt 1986,

Schmitter 1993, Bär 2002) und zur Philologie (z. B. Brinker-Gabler 1980, Rother 1988, Bär 2003b, ders. 2010). Zudem finden sich Arbeiten zu einzelnen Themen, so zur Sprachursprungstheorie (z. B. Hausdörfer 1989), und zu einzelnen Autoren, etwa zu F. Schlegel (z. B. Di Cesare 1990, Behler 1994, Di Cesare 1997), Novalis (z. B. Di Cesare 1995) und Bernhardi (z. B. Schlieben-Lange/Weydt 1988, Wild-Schedlbauer 1990). Gesamtüberblicke, im Einzelnen gleichwohl stark selektiv – mit dem Fokus auf Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie –, bieten Gipper/Schmitter (1985) und Gipper (1992). Defizitär ist aber auch die bislang umfassendste Arbeit, die Untersuchung von Bär (1999a) zur Sprachreflexion der deutschen Frühromantik: Abgesehen vom thematischen Zuschnitt, der die spätere Romantik ausklammert, fehlen hier beispielsweise eine einlässlichere Beschäftigung mit der Sprachtypologie und mit der Rhetoriktheorie.

1.2. Geistesgeschichtlich ist der Diskurs¹ der deutschen Romantik in die Zeit des späten 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. einzuordnen (ca. 1795 bis ca. 1830, in bestimmten Ausläufern sogar bis ca. 1850). Dabei scheint sich auch in der deutschen Forschung immer mehr die ‚Außensicht‘ durchzusetzen: das weit gefasste Romantikverständnis, wie es beispielsweise in Frankreich und Großbritannien vertreten wird. Zur deutschen Romantik in solch weitem Sinn gehören nicht allein Autoren wie die Brüder Schlegel, Novalis, Tieck, Wackenroder, Schleiermacher, A. F. Bernhardi, Arnim, Brentano, E. T. A. Hoffmann, Eichendorff und Ludwig Uhland, sondern auch beispielsweise Goethe und Schiller, Hölderlin und Heinrich von Kleist.

Der damit gezogene geistesgeschichtliche Rahmen ist freilich zu groß, als dass er durch eine Überblicksdarstellung wie die vorliegende auch nur annähernd gefüllt werden könnte. Es muss daher eine thematisch orientierte Auswahl getroffen werden. Der Beitrag gliedert sich in sechs Teile; behandelt werden die romantische Theorie der Sprache als Poesie (2), die romantische Sprachskepsis (3), die romantische Hermeneu-

¹ Ich verstehe hier unter *Diskurs* – in Anlehnung an Bär (1999, 61) und inhaltlich in weitgehender Übereinstimmung mit Busse/Teubert (1994) und Kämper (2006, 336) – die in einem Untersuchungskorpus sich manifestierende gedankliche Behandlung bestimmter Redegegenstände: ihre Bestimmung, thematische Entfaltung, Verbindung mit bestimmten anderen Redegegenständen, ihre Bewertung und kommunikative (soziopragmatische) Instrumentalisierung. Ein Diskurs ist dabei niemals eine unmittelbare Gegebenheit der oder (vorsichtiger formuliert) einer objektiv gegebenen historischen Wirklichkeit, sondern immer ein hermeneutisches Konstrukt – das Ergebnis einer historiographischen Interpretation (die als solche stets auswählt, wertet, gewichtet, Bezüge herstellt: schon die Zusammenstellung des Untersuchungskorpus ist Interpretation in diesem Sinne). Er lässt sich als eine Art virtueller Diskussion zwischen potentiellen Kommunikationspartnern auffassen. Virtuell soll dabei heißen, dass kein tatsächliches Gespräch vorliegt, sondern eine Menge eigenständiger Äußerungen, die allenfalls replizierend aufeinander bezogen sind oder zumindest sein könnten. Dies impliziert Zeitgenossenschaft – Hermanns (1994, 50) findet den treffenden Ausdruck „Zeitgespräch“ – bzw. ‚Epochengenossenschaft‘ (die Zugehörigkeit zu einem vom Historiographen als Untersuchungseinheit angesetzten Zeitraum), die auch als ‚Ideologiegenossenschaft‘ erscheinen kann: als Teilhabe an einer insgesamt als einheitlich erscheinenden Weltansicht oder auch Mentalität (im Sinne von Hermanns 1995a).

tik oder Verstehenslehre (4), die romantischen Beiträge zur Rhetoriktheorie (5) sowie die romantischen Beiträge zur vergleichenden Sprachwissenschaft und zur Herausbildung der Germanistik (6). Hinterlegt werden die theoriehistorischen Zusammenhänge durch Beobachtungen zum romantischen Sprachgebrauch (7), da sich zeigen lässt, dass dieser mit der Sprachreflexion eng verbunden und von ihr geprägt ist. Die Darstellung versammelt Erkenntnisse aus mehreren eigenen Arbeiten (Bär 1999a; 2000; 2002; 2003a; 2003b; 2004; 2007; 2010; 2011), aus denen teilweise auch Formulierungen übernommen sind.

2. Sprache als Poesie

2.1. Für August Wilhelm Schlegel, den sprachtheoretischen Vordenker der frühen Romantik, ist die Sprache das „Gedicht des gesamten Menschengeschlechtes“, dessen Ursprung einer „poetischen Anlage“ zuzuschreiben ist (A. W. Schlegel 1801/02, 388). Das heißt vor dem Hintergrund der Geniethorie der Zeit: Die Sprache ist zwar „ein Werk des menschlichen Geistes“, aber ein „ursprüngliches und nothwendiges“ (ebd., 184), ein „Produkt des menschlichen Dichtungsvermögens, gleichsam eine Urpoesie des Menschengeschlechts“ (ders. 1798/99, 49). Noch unmissverständlicher heißt es an anderer Stelle, dass „das Vermögen, welches die Poesie zur eigentlichen schönen Kunst bildet, dasselbe, nur in einer höheren Potenz ist, welches der Sprache ihren Ursprung giebt“ (ders. 1801/02, 251).

Schlegel denkt also nicht nur an Dichtung, sondern an ein im weitesten Sinne historisches Universalprinzip, eine Hervorbringung und Bildung letztlich der ganzen Welt – eine *Poiesis*, denn das griechische Wort *poiein*, von dem *Poesie* kommt, bedeutet nichts anderes als ›machen, bilden, schaffen, hervorbringen‹. Von eben dieser Wortbedeutung geht der Autor aus und begreift Poesie als schöpferische Handlung, genauer gesagt als „eine freye schaffende Wirksamkeit der Fantasie“ (1801/02, 186). Das bedeutet: Weder bildet der Mensch eine äußere Welt mittels seiner Sprache einfach ab und macht sie sich so bewusst, noch bringt er eine innere Welt in einem Akt reiner Willkür nur aus sich selbst hervor. Vielmehr verarbeitet er alle Gegenstände seiner Erkenntnis nach bestimmten durch sein Erkenntnisvermögen gegebenen Regeln im Erkenntnisakt und schafft damit zwar eine ‚neue‘ Welt nach eigenen Gesetzen, indes nicht unabhängig von jener anderen, die auf sein Erkenntnisvermögen eingewirkt hat. Eben diese Umbildung, hinter der man ohne weiteres die Transzendentalphilosophie Kants und des deutschen Idealismus erkennt, nennt Schlegel *Poesie* (und das ist freilich dann nicht mehr typisch transzendentalphilosophisch, sondern typisch romantisch):

„Der erste Mensch bildete nicht die Gegenstände passiv nach, er artikulierte sie (gliedbildete sie), vermenschlichte sie (und verähnlichte sie sich) und unterwarf sie sich so seiner Vorstellung, bildete sie daher um. Poesie ist eine bildende Darstellung der innern Empfindungen und der äußern Gegenstände vermittels der Sprache“ (A. W. Schlegel 1798/99, 7).

In ihrem Ursprung also ist Sprache eine ‚umbildende Abbildung‘ der Welt, gleichsam eine Bearbeitung gegebenen Materials – genau das besagt der Satz: „Sprache ist ursprünglich poetisch“ (ebd.).

Die in Rede stehende kognitive Leistung der Sprache besteht darin, dass man die gesammelten „Eindrücke“, die durch die Sinnesorgane aufgenommen werden, „innerlich in Worte übersetzen“ muss: „Dadurch bestimme ich sie mir erst recht, dadurch halte ich sie fest“ (A. W. Schlegel 1799, 46). Wie man sich eine diese Bestimmung konkret vorzustellen hat, beschreibt Wilhelm von Humboldt in dem frühen Entwurf *Über Denken und Sprechen* (1795/96, 581): Der menschliche Geist muss „in seiner fortschreitenden Thätigkeit einen Augenblick still stehn, das eben vorgestellte in eine Einheit fassen, und auf diese Weise, als Gegenstand, sich selbst entgegenstellen“. Das „Wesen des Denkens“ besteht für Humboldt darin, „Abschnitte in seinem eignen Gange zu machen; dadurch aus gewissen Portionen seiner Thätigkeit Ganze zu bilden; und diese Bildungen einzeln sich selbst unter einander, alle zusammen aber, als Objecte, dem denkenden Subjecte entgegenzusetzen“ (ebd.). Das Wort, das sprachliche Zeichen, die „sinnliche Bezeichnung der Einheiten“, zu denen „gewisse Portionen des Denkens vereinigt werden, um als Theile andern Theilen eines grösseren Ganzen, als Objecte dem Subjecte gegenübergestellt zu werden“ (ebd.), ist dabei ein notwendiges Instrument oder Organ der Erkenntnis: „gleichsam der erste Anstoss, den sich der Mensch giebt, plötzlich still zu stehen, sich umzusehen und zu orientiren“ (ebd., 582), in den „Act der Reflexion“ einzutreten, so dass er „aus der Dumpfheit der Begierde, in welcher das Subject das Object verschlingt, zum Selbstbewusstsein erwacht“ (ebd., 581 f.).

Sprache und Denken stehen in lebendiger Wechselwirkung, indem sich das Denken in der Sprache manifestiert und sie prägt, von als seinem Instrument zugleich aber wiederum bestimmt wird: Die Sprache ist das

„Werkzeug des menschlichen Geistes, aber wie es sich für diesen geziemt, kein todes und mechanisches, sondern ein organisches, worin folglich eine Einheit und allgemeine Wechselbeziehung Statt findet. [...] Der Gebrauch der Sprache ist wie ihre erste Hervorbringung ein immer fortgesetztes Handeln des menschlichen Geistes; und da dieses [...] durch die Sprache objectivirt, ein Typus davon in ihr aufgestellt ist, so ist es natürlich, daß sie wieder rückwärts auf den Geist, der sich ihrer bedient, eine große Gewalt ausübt“ (A. W. Schlegel 1803/04b, 286).

Denn die Sprache, wie Wilhelm von Humboldt prominent formuliert, ist

„kein freies Erzeugniss des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher da gewesenen Geschlechtern. [...] Indem nun die Nationen sich dieser, schon vor ihnen vorhandenen Sprachelemente bedienen, indem diese ihre Natur der Darstellung der Objecte beimischen, ist der Ausdruck nicht gleichgültig, und der Begriff nicht von der Sprache unabhängig. Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedner, zusammentreffender Wirkungen, der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, der subjectiven der Nation, und der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff, und durch die

Kraft, mit der alles einmal in sie Uebergangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Gränzen der Analogie Fortbildung erlaubt.

Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.“ (Humboldt 1822, 24 ff.)

Der Gedanke, dass die Sprache das Denken bedingt, ist in der Sprachreflexion der Romantiker und ihrer Zeitgenossen fest etabliert. Wenngleich nicht im Sinne eines radikalen erkenntnistheoretischen Idealismus behauptet wird, „dass der Mensch ohne Sprache nicht denken, und ohne sie keine allgemeinen abstracten Begriffe haben könne“ (Fichte 1795, 103), so wird doch immer wieder darauf hingewiesen,

„daß Uebung der Vernunft und Denken [...] ohne Sprache [...] in einem hohen Grade eingeschränkt sein müsse [...]. Denn rauben wir dem Menschen die Sprache, so würde er sich schwerlich über eine thierische Einsamkeit erheben, höchstens nur bis zur Geselligkeit der Thiere emporschwingen. Er würde nach den Gesetzen eines sinnlichen Triebes, sich zur Fortpflanzung oder Nahrung vereinigen; oder [...] instinktmäßig wie Ameise und Biber, in stumme Horden durch das Bedürfniß getrieben, zusammentreten.“ (Bernhardi 1801, 4.)

Das wahre Menschsein, die Entfaltung seiner Wesensanlagen, ist nämlich dem Menschen nur in der Gemeinschaft mit seinesgleichen möglich, da „die Bildung des Einzelnen, [...] nur durch die Bildung des Ganzen entsteht“ (ebd., 4 f.). Das Einzelwesen Mensch hat als solches zwar Vernunft, kann sie aber ohne Sprache – sprachlich-begriffliche Fassung ebenso wie sprachliche Interaktion – nicht entwickeln:

„[D]er Einzelne in sich zurückgedrängte würde keine Vernunft zu besitzen scheinen, weil alles nur in sofern ist, als es sich äussern und an etwas Fremdartigen sich sichtbar machen kann. Die äußern Dinge würden den Menschen nur sinnlich berühren, nicht sich mit ihm innig vereinigen, und sein Leben würde mehr aus Empfindungen, als aus Gedanken bestehen. [...] [M]it der Gabe der Sprache wird freilich nicht die Vernunft erschaffen, sie erhält aber Spielraum, die Scheidewand stürzt ein, der Mensch wird die Welt, schafft den Staat, die Moralität, die Kunst, alles leichte Ableitungen aus der ewigen Urkraft, welche in unserm Geschlechte lebt, aus demselben leuchtet und erschafft, indem sie sichtbar macht.“ (Ebd., 5.)

Diese kommunikationsorientierte Fassung eines sprachlich-kognitiven Idealismus ist spezifisch für die romantische Sprachreflexion. Hatte Herder noch die „sprecherzentrierte Funktion“ der Sprache betont (Gardt 1995, 157 ff., insbes. 160), so steht für die Romantik außer Frage, dass die kognitive und die kommunikative Funktion der Sprache gleichursprünglich sind. A. W. Schlegel mag hier insofern als Ausnahme erscheinen, als sich bei ihm gleichfalls Äußerungen finden, die sich im Sinne eines Primats der sprecherzentrierten Funktion der Sprache deuten lassen: „Das Bedürfnis der Sprache als Gedanken-Organ, als eines Mittels, selbst zur Besinnung zu gelangen, geht in der philosophischen Ordnung dem Bedürfnisse der geselligen Mittheilung nothwendig vorher“ (A. W. Schlegel 1801/02, 399); der Mensch spricht „zunächst mit sich selbst“ und muss „auch, wenn er sich ändern mitzuthemen strebt, die Wirkung seiner

Sprache zuerst an sich selbst erproben“ (ebd.). Allerdings ist auch für diesen Autor die Kommunikationsfunktion der Sprache zentral; auf die Frage „Was heißt sprechen?“ antwortet er: „Seine Gedanken durch Worte *mittheilen*“ (A. W. Schlegel 1803/04b, 286; Kursivierung von mir, jab). Es sind gleichwohl weit mehr sein jüngerer Bruder Friedrich, Schleiermacher und Novalis, auch Ludwig Tieck, Clemens Brentano, Sophie Mereau und einige andere, bei denen sich die besondere Betonung der kommunikativen Relevanz findet (vgl. das Folgende).

2.2. Dass die Sprache als ursprünglich poetisch gedacht wird, als unter der Vorherrschaft der Phantasie stehend und damit als welt- bzw. realitätskonstitutiv, ist nach romantischer Auffassung gleichbedeutend mit einer besonderen Affinität der Sprache zur Dichtung. Die ursprüngliche Poetizität wird als Klang- und Metaphernreichtum verstanden.

A. W. Schlegel (1795, 70) leitet die Beschaffenheit der ursprünglichen Sprache aus einem natürlichen Bedürfnis des Menschen nach gleichförmiger, gegliederter Bewegung sowohl des Körpers im Ganzen (Tanz) als auch der lautlichen Äußerung insbesondere (Rhythmus) ab. Im Urzustand lasse sich der Mensch „von natürlichen Trieben [...] unumschränkt beherrschen“. Eben deshalb bedarf er der Möglichkeit des Ausdrucks:

„Sey es nun Freude oder Betrübniß, was sich seiner bemächtigt, so würden die aufgeregten Lebensgeister ihre Gewalt nach innen wenden, und seine ganze Zusammensetzung zerrütten, wenn er ihnen nicht durch den heftigsten Ausdruck in Worten, Ausrufungen und Gebärden Luft machte. Er folgt der Anforderung eines so dringenden Bedürfnisses; durch jede äußere Verkündigung der Leidenschaft fühlt er sich eines Theils ihrer Bürde entledigt, und hält daher instinktmäßig Stunden, ja tagelang mit Jauchzen oder Wehklagen an, bis sich der Aufruhr in seinem Innern allmählig gelegt hat.“ (Ebd., 70 f.)

Da er den Ausdruck in diesem Zustand herrschender Leidenschaft allerdings nicht unter besonnener Kontrolle hat, läuft er Gefahr, sich durch die Äußerung von Schmerz oder Freude vollständig zu verausgaben und physisch zu schädigen:

„[I]hr sinnloser Taumel kann [...] bis zu einer erschöpfenden Verschwendung der unaufhaltsam überströmenden Lebensfülle gehen. Selbst Jubeln und Springen, so ausgelassen und anhaltend, wie es der wilde Natursohn treibt, wird zu einer Art von Arbeit. Dennoch, wie ermüdet auch der Körper sich fühlen möge, reißt ihn die Seele mit sich fort, und gönnt ihm keine Ruhe.“ (Ebd., 71.)

Um eben dieser Gefahr zu begegnen, entwickelt der „wilde Natursohn“ instinktiv eine Neigung zum Rhythmus:

„So leitete den Menschen dann der Instinkt, oder, wenn man lieber will, eine dunkle Wahrnehmung auf das Mittel, sich dem berauschendsten Genusse ohne abmattende Anstrengung lange und ununterbrochen hingeben zu können. Unvermerkt gewöhnten sich die Füße nach einem Zeitmaße zu hüpfen, wie es ihnen etwa der rasche Umlauf des Bluts, die Schläge des hüpfenden Herzens angaben; nach einem natürlichen Gesetze der Organisation mußten sich die übrigen Gebärden, auch die Bewegungen der Stimme in ihrem Gange darnach richten;

und durch diese ungesuchte Uebereinstimmung kam Takt in den wilden Jubelgesang, der anfangs vielleicht nur aus wenigen oft wiederholten Ausrufungen bestand.“ (Ebd., 71 f.)

Dass die Sprache neben einer ursprünglichen Tendenz zur Rhythmisierung, in der die Wurzel des Gesangs ebenso wie des Silbenmaßes zu sehen ist, eine ebenso ursprüngliche Tendenz zur Bildlichkeit aufweist, lässt sich bereits bei Herder finden. Dieser nimmt an, der Mensch habe im Naturzustand alles Erlebte nur in unmittelbarer Beziehung auf ihn selbst, den Erlebenden aufgefasst:

„Indem der Mensch [...] alles auf sich bezog: indem alles mit ihm zu sprechen schien und wirklich für oder gegen ihn handelte: indem er also mit oder dagegen Theil nahm, liebte oder haßte und sich alles Menschlich vorstellte; *alle diese Spuren der Menschlichkeit drückten sich auch in die ersten Namen!* Auch sie sprachen Liebe oder Haß, Fluch oder Segen, Sanftes oder Widrigkeit, und insonderheit wurden aus diesem Gefühl in so vielen Sprachen *die Artikel!* Da wurde Alles Menschlich, zu Weib und Mann personificirt: überall Götter, Göttinnen, handelnde, böartige oder gute Wesen! Der brausende Sturm, und der süße Zephyr, die klare Waßerquelle und der mächtige Ocean – ihre ganze Mythologie liegt in den Fundgruben [...] der alten Sprachen, und *das älteste Wörterbuch war so ein tönendes Pantheon, ein Versammlungssaal beider Geschlechter*, als den Sinnen des ersten Erfinders die Natur.“ (Herder 1772, 53 f.)

Auch die Romantiker sind der Auffassung, dass sich durch die gesamte Sprache ein weit gespanntes Netz von Vergleichen und Metaphern zieht:

„Da der erste Mensch, ehe er noch den Grund von irgend einer äußern Bewegung oder Veränderung, voraus einsehen kann, den Grund seiner eignen Bewegung in sich fühlt, so stellt er sich alle Veränderungen unter dem Bilde seiner eignen Bewegung vor, d. h. als Handlung. Seine Sprache ist also auch in dem Sinne poetisch, daß alles belebt und handelnd dargestellt wird; er kennt sich nur als ein wirkendes und wollendes Wesen und macht alle Bewegungen und Veränderungen zu Handlungen; alle Veränderungen in der Natur vermenschlicht er, betrachtet sie als Handlungen, die er gewissen Vernunftwesen beilegt.“ (A. W. Schlegel 1798/99, 8 f.)

Die Analogien, die der Mensch zwischen der Außenwelt und seiner eigenen Befindlichkeit setzt, prägen die Sprache nicht nur im Wortschatz, sondern auf allen Ebenen:

„So in der Grammatik die Person bei den Verbis, ich, du usw., die Geschlechter der Nennwörter usw. Es liegt dabei eine Analogie der Wirkungsart zugrunde, indem das weibliche Geschlecht mehr leidend, empfangend als wirkend vorgestellt wird. [...] Der umbildende Mensch modelt alles nach sich.“ (Ebd., 9.)

Ausgehend von diesen Anfängen setzt dann auch jede „Erweiterung der Sprache [...] eine ununterbrochene Kette von Vergleichen voraus“ (ebd.). Die erste Metapher in dieser Kette ist die Übertragung des Ausdrucks für akustisch Wahrnehmbares auf Wahrnehmungen, die durch andere Sinnesorgane vermittelt werden. Da sprachliche Zeichen primär „Tonzeichen“ sind, haben sie eine „unmittelbare und eigentliche Ähnlichkeit [...] nur mit dem Hörbaren“ (A. W. Schlegel 1801/02, 400). Um etwas zu bezeichnen, das gesehen, gerochen, gefühlt oder geschmeckt werden kann, muss dieses ins Hörbare umgedeutet werden. Die Analogie bei dieser „umbildenden Darstellung“ besteht dann entweder zwischen der empfundenen Ähnlichkeit unterschiedlicher Sin-

neseindrücke – als kräftig oder leuchtend wahrgenommene Farben oder Berührungen werden beispielsweise durch aggressiv anmutende Laute bezeichnet (A. W. Schlegel 1801/02, 401) –, oder aber die Ähnlichkeit „liegt in der Handlung oder Bewegung der Sprechorgane mit der dem Gegenstande zugeschriebenen (ebd.), so das beispielsweise der Laut [l] in „Verbindung [...] mit einem andern Consonanten“ für „leichte Bewegung“ steht (ebd.). Als Beispiele werden *fließen* und *gleiten* genannt (ebd.) und ebenso das griechische *γλωσσα* (>Zunge), das „die leichte, schlüpfrige Bewegung der Zunge anzudeuten“ scheint (A. W. Schlegel, 1798/99, 9).² Weiterhin und insbesondere aber wird durch die Metapher der Übergang vom Endlichen, Realen oder Sinnlichen zum Unendlichen, Idealen oder Geistigen vollzogen. Die Sprache verhilft dadurch „dem gestaltlosen Innern zur Erscheinung im Äußern, somit versinnlicht sie das Unsinnliche“ und „erweist [...] sich als Mittlerin zwischen der Welt des Geistes und der der Sinnlichkeit“ (Kainz 1937, 118).

2.3. Allerdings bleibt die ursprünglich-poetische Sprache nach romantischer Auffassung, je weiter sie sich von ihrem Ursprung bzw. ihrer Ursprünglichkeit entfernt, nicht poetisch, und das hat damit zu tun, dass sie nach dieser Auffassung von der ursprünglichen Fassung sinnlicher Eindrücke immer stärker zur reinen Begrifflichkeit tendiert, d. h. zu einem Werkzeug des Verstandes wird. Der Ursprache selbst schreibt A. W. Schlegel „etwas Gesang-ähnliches“ zu, womit er meint, sie sei „sonor und stark accentuirt“ (1801/02, 400), also im oben erläuterten Sinne rhythmisiert, gewesen. Im Laufe ihrer historischen Entwicklung schleift sie sich aber immer mehr ab; aus ursprünglicher *Poesie* wird *Prosa* (wobei klar ist, dass das Wort *Prosa* hier in einem ähnlich weiten und von seiner heutigen Bedeutung verschiedenen Sinne verstanden wird wie zuvor das Wort *Poesie*).

Das Prosaische kommt dadurch in die Sprache, dass sich, so Schlegel (1801/02, 403), „der Verstand der Zeichen bemächtigt, welche die Einbildungskraft ursprünglich geschaffen hat“. Die Symbolik in der Sprache, das Produkt der Phantasie, muss „den strengerem aber todten Bestimmungen des Verstandes weichen“ (ebd., 404). So wird Sprache „im Fortgange der Cultur“ von einer „Einheit lebendiger Bezeichnung“ zu einer „Sammlung willkürlicher conventioneller Zeichen“. Am weitesten geht dies in der wissenschaftlichen Sprache, die „vom beseelten Hauch zur algebraischen Chiffer herabsinkt“ (ebd.).

Es wäre allerdings nicht gerechtfertigt, Schlegel aufgrund solcher Aussagen einen unreflektierten Kulturpessimismus zu unterstellen. Die ursprüngliche Poetizität wirkt

² Wie die Beispiele erkennen lassen, nimmt Schlegel hier keine einzelsprachspezifische, sondern eine sprachuniversalistische Perspektive ein. Nicht Phoneme als bedeutungsdistinktive Lautzeichen einer bestimmten Sprache wie Deutsch oder Altgriechisch stehen in Rede, sondern Phone als Phänomene menschlicher Sprache überhaupt. Die Perspektive ist typisch für die frühe Romantik: Bis ins zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein erscheint romantische Beschäftigung mit Sprache mehr als Philosophie denn als Philologie.

seiner Meinung nach immer gewissermaßen als ‚Gegenkraft‘ der Prosa, so dass er eine Repoetisierung der Sprache für möglich hält. Selbst in der prosaischsten Sprache findet sich noch poetisches Grundmaterial:

„Begrift man denn nicht, daß, da die Poesie ursprünglich in der Sprache daheim ist, diese nie so gänzlich depoesirt werden kann, daß sich nicht überall in ihr eine Menge zerstreute poetische Elemente finden sollten, auch bey dem willkürlichsten und kältesten Verstandesgebrauch der Sprachzeichen, wieviel mehr im gemeinen Leben, in der raschen, unmittelbaren oft leidenschaftlichen Sprache des Umgangs. Viele Wendungen, Redensarten, Bilder und Gleichnisse, die, sogar im plebejesten Tone, vorkommen, sind unverändert auch für die würdige und ernsthafte Poesie brauchbar; und unstreitig ließe sich bey einem Gezänk von Hökerweibern die Lebhaftigkeit der Vorstellungen eben so gut als Prinzip demonstriren, wie bey jenen ausgehobnen Dichterstellen“ (A. W. Schlegel 1801/02, 389).

Will man Schlegels Vorstellung vom historischen Werdegang der Sprache auf den Punkt bringen, so besteht sie in einem gleichsam dialektischen Dreischritt: Ursprüngliche Poesie – Prosa (für ihn der aktuelle Stand) – Neue Poesie. Im Sinne der Dialektik soll allerdings im angestrebten Endzustand nicht der Ausgangszustand als solcher wiederhergestellt, sondern der Sprache durch eine Synthesis von ursprünglicher Poetizität und Prosa eine neue Qualität gegeben werden.³

Auf den Punkt gebracht ist das Konzept der Repoetisierung in einer Notiz von Novalis, der diesbezüglich ganz ähnliche Auffassungen vertritt wie Schlegel: „Unsre Sprache war zu Anfang viel musicalischer und hat sich nur nach gerade so prosaisirt – so *enttönt*. [...] Sie muß wieder *Gesang* werden“ (Novalis 1798a, 283 f.). Derselbe Gedanke findet sich bei Hölderlin (vgl. Bär 1999a, 330 f.) und auch bei August Ferdinand Bernhardt:

„Der Mensch ist [...] in allem seinem Thun und Treiben nichts als eine Kraft, welche, nur mit Verschiedenheit der äußern Bedingungen, ewig in sich zurückkehrt. [...] Im Physischen hat man dies längst eingesehn, und das Alter oft eine zweite Kindheit genannt. [...] was ist Weisheit anders, als die wiederhergestellte, durch Freiheit und innere Kraft gewonnene Unschuld der Kindheit? Dieser Cyklus, welcher aus der innersten Natur des Menschen erklärbar ist [...], muß sich ebenfals in der Sprache vorfinden. Denn sie ist Allegorie des Menschen und seiner Natur, eine sinnliche Konstruktion seines Wesens, und den Gesetzen desselben, eben so gut wie eine jede andere Aeüßerung, unterworfen. Und so müßte demnach [...] die gebildeteste Sprache, eben in dem höchsten Punkte ihrer Bildung und um desselben willen, freier und schöner zu ihrem Ursprunge zurücklaufen“. (Bernhardt 1801, 68 f.)

2.4. Das harmonische Zusammenwirken der menschlichen Seelenkräfte, aus dem A. W. Schlegel (1801/02, 388) zufolge die Sprache hervorgeht, findet sein Ende in dem Augenblick, in dem eine dieser Kräfte – für Schlegel, wie erläutert, der Verstand – die Vormacht im Ensemble anstrebt und tatsächlich gewinnt.

³ Das Anliegen ist am angemessensten vielleicht als „rückwärtig orientierte Progression“ zu fassen (vgl. Bär 1999a, 49 u. ö.).

Repoetisierung heißt demzufolge nichts anderes, als der Sprache wieder zu sinnlicher Qualität zu verhelfen. Die konkreten Vorschläge, die Schlegel hierzu unterbreitet, nehmen vor allem in den Blick: den Bereich der Symbolik und Tropik, die Frage nach einem spezifischen Inventar der poetischen Diktion im Wortschatz (ausdrücklich behandelt werden Archaismen, Neologismen und Provinzialismen) wie in der Grammatik (ausdrücklich behandelt werden Flexion, Wortbildung und Satzstellung), die Theorie des Wohlklangs (insbesondere Reim und Silbenmaß), die Verwendung von Epitheta und die (Re)motivierung arbiträrer sprachlicher Zeichen durch Rückbesinnung auf etymologische Zusammenhänge (vgl. Bär 1999a, 119–139). Ziel der in sich durchaus divergenten Überlegungen ist neben der Stärkung der sinnlichen Qualitäten der Sprache zugleich eine Elitarisierung des Sprachgebrauchs, da Schlegel als prosaisch auch das allgemein Übliche ansieht.

Die intensive gedankliche Beschäftigung mit den Fragen der Repoetisierung zeigt deutlich, wie wichtig dieser Aspekt aus romantischer Sicht ist. Das Gewicht, das darauf gelegt wird, kann jedoch nur verständlich werden, wenn man im romantischen Sinne die Sprache als *conditio humana* begreift: Sie ist dasjenige, wodurch der menschliche Geist überhaupt zur Besinnung gelangt, und als solches ist sie Poesie in dem erläuterten umfassenden Verständnis, das mit der heutigen Bedeutung des Wortes nicht viel gemein hat.

3. Sprachskepsis

Im Jahre 1801 beginnt August Wilhelm Schlegel, dessen eigene Ehe in Jena längst zerrüttet ist, in Berlin eine Liaison mit Sophie Tieck-Bernhardi, der Schwester seines Freundes und literarischen Mitstreiters Ludwig Tieck und Frau des ebenfalls dem Frühromantikerkreis nahestehenden Sprachtheoretikers und Kunstkritikers August Ferdinand Bernhardi. Da niemand, insbesondere nicht der Ehemann, davon erfahren soll, müssen alle Liebesbriefe heimlich ausgetauscht werden. Schlegel versucht dabei – für den Fall, dass doch einmal ein Brief in falsche Hände geraten sollte – kompromittierende Äußerungen und Bekenntnisse möglichst zu vermeiden, was ihm jedoch die exaltierte Sophie Bernhardi als Gefühlskälte auslegt und zum Vorwurf macht. Schlegel ist darüber verärgert:

„Ich stellte mir vor, mein Eifer, die Rückkehr zu veranstalten, kaum da ich von der Reise hier zur Ruhe gekommen war, würde hinreichen, Dir die wahre Überzeugung von meinen Gesinnungen zu erhalten, und statt alles Schreibens gelten können. Aber so seydet ihr, immer mehr auf Reden als auf Handlungen zu geben.“ (In: Körner 1936, 17 f.)

Die Briefpartnerin will sich jedoch auf Klischees dieser Art nicht reduzieren lassen, sondern will intellektuell ernst genommen werden: „Du hast mich [...] mit Deinem so seid ihr immer unter die Rubrik von Weibern bringen wollen und ich kan nicht läugnen

daß Du mir mit diesem Bemühen recht wie ein Mann vorgekommen bist“ (ebd., 23).⁴ Ihre Aussagen seien sprachtheoretisch reflektiert zu verstehen:

„Freilich bin ich so albern daß ich weit mehr auf Worte als auf Handlungen gebe. Ich läugne es nicht und da es uns einmal nicht möglich ist etwas anders als auß unserm Innern herauß zu betrachten so läßt sich dies sehr leicht erklären da ich mit meinen Handlungen eben weil ich sie als Äusserlichkeit betrachte weit freigebiger bin als mit meinen guten Worten die ich als eine Äusserung meines Gemüths betrachte und nur gegen sehr wenige verbrauche.“ (Ebd.)

Die sprachliche Äußerung ist aufgrund ihrer Möglichkeit, das Innere zu offenbaren, prinzipiell problematisch, denn sie offenbart eben damit zugleich die Verschiedenheit der Menschen, die Unmöglichkeit, einem anderen im innersten Wesen zu entsprechen.

„Vergeblich ist es, zu wünschen, daß der Freund, den wir lieben, uns ganz in unserer eigensten Eigentümlichkeit verstehen möchte; wir wünschen es auch im Grunde nicht, sondern immer möchten wir nur die Falten unsers Herzens vor ihm auseinander schlagen, wo wir die Verwandtschaft zu ihm fühlen. Das was unsere Scheidung von allen andern Wesen ausmacht, wodurch wir auch von dem geliebtesten Freunde abgesondert und einzeln stehen, suchen wir sorgfältig zu verhüllen, damit er sich nicht vor dem fremden Wesen entsetzen möge – und wäre es einem Menschen möglich, die innerste Eigentümlichkeit seines geliebtesten Freundes aufzufassen und auszusprechen, so würde den Freund ein Schauer wie vor einem Zauberer ergreifen, der die Gewalt hätte, den Geist aus unsern Körpern zu ziehen und ihn uns selbst anschaulich hinzustellen, und wir würden auf immer entfremdet von ihm zurücktreten.“ (Tieck-Bernhardi 1800, 210.)

Gemeinschaft kann allerdings, wenngleich nicht einseitig gestiftet werden, so doch zwischen Menschen, die einander nahestehen, sich augenblicksweise ereignen. Das ist der Grund für das Aufsparen der persönlichen, Zugang zum eigenen Inneren gewährenden Worte für wenige, ausgewählte Menschen, bei denen auf eine besondere Kompetenz und Bereitschaft zur angemessenen Deutung vertraut wird.

Der bei Sophie Bernhardi zum Ausdruck kommende Zweifel an den Möglichkeiten der Sprache und des Verstehens ist in der deutschen Romantik weit verbreitet. Eine Verständigung ist nach dieser Auffassung, die in der Regel von problematischen Existenzen ausgeht, nur dort einigermaßen problemlos möglich, wo es um Unwesentliches, Unpersönliches geht.

„Man spricht wohl gerne, man plaudert, wie die Vögel, so lange die Welt, wie Mailuft, einen anweht; aber zwischen Mittag und Abend kann es anders werden, und was ist verloren am En-

⁴ Die Auseinandersetzung erscheint nicht nur auf den ersten Blick als ein früher Genderkonflikt. In der Tat kann Sophie Tieck-Bernhardi, die als Autorin unter anderem von Romanen und Versepien hervorgetreten ist und im Gegensatz zu ihren Brüdern Ludwig Tieck und Friedrich Tieck, dem Bildhauer, zu Unrecht bis heute kaum bekannt ist, durchaus als Paradebeispiel einer um Emanzipation bemühten Frau gelten: Gegen erhebliche gesellschaftliche Widerstände, nach ihrer Trennung von A. F. Bernhardi von diesem gerichtlich verfolgt, kämpfte sie um intellektuelle, sexuelle und wirtschaftliche Eigenständigkeit. August Wilhelm Schlegel, mit dem sie lediglich eine kurze Affäre hatte, blieb ihr lange Jahre freundschaftlich verbunden und unterstützte sie finanziell in erheblichem Umfang (wohl nicht zuletzt, weil er sich fälschlich für den Vater ihres jüngsten Sohnes hielt).

de? [...] [D]ie Sprache ist ein großer Überfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle im Grunde des Meers.“ (Hölderlin 1799, 118.)

Das „Beste“ sind nicht die rational erfassbaren Dinge, sondern die immer unscharf und daher auch sprachlich nicht mit letzter Bestimmtheit auszudrückenden Empfindungen. Die Möglichkeiten einer Äußerung des Inneren, einer Mitteilung dessen, was den Menschen emotional bestimmt, sind überaus beschränkt: „Der Mensch ist sehr arm [...]; denn wenn er auch einen recht kostbaren Schatz im Busen trägt, so muß er ihn wie ein Geiziger verschließen, und kann seinem Freunde nichts davon mitteilen oder zeigen. Thränen, Seufzer, ein Händedruck sind dann unsre ganze Sprache.“ (Tieck 1797 [1796], 70.) Dies gilt auch und insbesondere – hier wird die Kunstkritik selbstkritisch – für das Sprechen über Kunstwerke, bei denen, der Genietheorie des 18. und frühen 19. Jahrhunderts zufolge, immer eine unbestimmbare Komponente, ein *Je ne sais quoi*⁵ im Spiel ist: „[D]er Eindruck ist nur ein Schatten von dem Gemälde oder der Statue; und wie unvollkommen bezeichnen wieder Worte den Eindruck! Das Rechte kann man gar nicht nennen.“ (A. W. Schlegel 1799, 47.)

Aus romantischer Sicht steht die Sprache zwischen emotionaler und rationaler Sphäre, zwischen Empfindung und Begriff⁶ in der Mitte. Sobald es vorrangig um die Darstellung von Empfindungen geht, erscheint daher die Wortsprache, die sich von ihrer begrifflich-rationalen Prägung nicht befreien kann, als wenig geeignetes Medium: „Die Empfindung inhäriert [...] in der Sprache immer der Bezeichnung der Begriffe. Die Sprache kann daher auch nur indirekt zum Ausdruck der Empfindungen dienen, sie ist gegen die unendlichen Nuanzen der Empfindung erstaunlich arm.“ (A. W. Schlegel 1798/99, 72.) Daher ist Sprache auch und insbesondere als Kommunikationsmittel zwischen Liebenden kaum brauchbar. „Wir sprachen sehr wenig zusammen“, berichtet Hyperion über seinen Umgang mit Diotima: „Man schämt sich seiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in Einen Himmelsgesang.“ (Hölderlin 1797, 53.)

Dieser Gedanke: den Ausdruck des „geheimnißvollen Strome[s] in den „Tiefen des menschlichen Gemüthes“ (Wackenroder 1799, 220), für den die Wortsprache als Organon des Verstandes nur unzureichend geeignet ist, der Musik als einer „reichere[n] Sprache“ zu überlassen (ebd., 219), ist ein Topos der romantischen Theorie. Die Musik ist Darstellung des Un- oder Halbbewussten für das Un- oder Halbbewusste; sie ist Medium einer im Sinne des Rationalismus *undeutlichen* Erkenntnis, gerade dadurch aber – indem sie die „Tiefen des menschlichen Gemüthes“ anzusprechen vermag (Wackenroder 1799, 220) – die „reichere Sprache“ (ebd., 219).

„Sie greift beherzt in die geheimnißvolle Harfe, schlägt in der dunklen Welt bestimmte, dunkle Wunderzeichen in bestimmter Folge an, – und die Saiten unsres Herzens erklingen, und wir verstehen ihren Klang.“

⁵ Zur langen und komplexen Begriffsgeschichte des *Je ne sais quoi* vgl. die ausführliche Darstellung bei Köhler (1984).

⁶ Vgl. auch Mereau (1800, 138): „Warum uns so wenig ergreift? Weil der Begriffe so viele; | denn es begeistert nur das, was unbegreiflich uns bleibt.“

In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das *Gefühl fühlen* lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüths träumenden Geistern, lebendes Bewußtseyn, und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres.“ (Ebd., 220.)

Die Rückführung der Sprache in einen Zustand, in dem sie nicht vorrangig vom Verstand beherrscht ist, soll unter anderem durch eine Remotivierung der sprachlichen Zeichen erreicht werden (vgl. oben, 2.4). Vorbildhaft für ein solches Sprachverständnis ist ein ungebrochenes Verhältnis zum Wort und seiner Semantik, wie es naive Menschen haben. Selbst Gruß- und Abschiedsfloskeln erscheinen hier in einer ursprünglichen Bedeutung:

„Annonciata ward durch die Rede ihres Vaters sehr gerührt, die letzten Worte nämlich, ‚gehe mit Gott, mein Kind‘, bewirkten ihr eine heftige Bewegung, denn in diesen selbstgebildeten Ausdrücken des Herzens, die wie die Wünsche: guten Morgen, guten Abend, die Frage: wie geht es? bey den meisten Menschen durch die Gewohnheit ganz bedeutungslos werden, lag für sie eine tiefe Bedeutung, und ich glaube dieses mit Recht für den Zug eines kindlichen und tiefen Gemüths halten zu dürfen, welches fromm an das Wort glaubt, und dem der Sinn nie verloren geht.“ (Brentano 1801, 411.)

Für die Frühromantiker selbst ist ein derart ungebrochenes Vertrauen auf das Wort freilich Wunschdenken. Selbst Autoren, die wie Sophie Bernhardt „weit mehr auf Worte als auf Handlungen gebe[n]“ (vgl. oben), stimmen immer wieder in die Klagen über die Unzulänglichkeit der Sprache ein.⁷ „Wozu Worte?“, heißt es apodiktisch bei ihrem Bruder Ludwig Tieck (1798, 981): „Wer versteht die Rede des andern?“

4. Verstehenslehre

4.1. Verstehen ist angesichts dieser Unzulänglichkeit eine mit jeder sprachlichen Äußerung untrennbar verbundene Aufgabe und Forderung. Es geht dabei nicht allein um zwischenmenschliche Kommunikation im alltäglichen Sinne, sondern auch (und für die Romantiker insbesondere) um die Deutung literarischer Texte. Die Aufgabe besteht dabei nicht darin, einen Autor „besser als er [sich] selbst“, sondern ihn „grade so gut wie er [sich] selbst“ zu verstehen (F. Schlegel 1798a, 123; vgl. auch Behler 1987a, 148 ff.) – auch wenn sich herausstellen sollte, dass der Autor sich selbst „gar nicht sonderlich verstanden“ hat (A. W. Schlegel 1802/03, 715). Die Interpretation darf daher auf keinen Fall gewaltsam erfolgen. Erst vor diesem Hintergrund wird die Rede von einer „Wuth des Verstehens“ (Schleiermacher 1799, 144) begreiflich. Die Romantiker machen eine solche „Wuth“ dort aus, wo „vermittelndes Verstehen-Wollen [...] an die Stelle von Gefühl, Anschauung und Abhängigkeit vom schlechterdings hermeneutisch uneinholbaren Sein des Sinns tritt“ (Hörisch 1987, 25).

⁷ Zu den sprachtheoretischen und -philosophischen Hintergründen und Implikationen dieser Position vgl. ausführlich Bär 2011.

Wie eine ideale hermeneutische Leistung aus romantischer Sicht beschaffen ist, legt F. Schlegel am Beispiel des Goethe'schen Romans *Wilhelm Meisters Lehrjahre* dar: Die Auslegungen sollen

„keinesweges alles allen hell und klar machen [...]: sie dürften vielmehr eben dann vortrefflich genannt zu werden verdienen, wenn sie dem, der den [Wilhelm] Meister ganz versteht, durchaus bekannt, und dem, der ihn gar nicht versteht, so gemein und leer, wie das, was sie erläutern wollen, selbst vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb versteht, auch nur halb verständlich wären, ihn über einiges aufklärten, über anders aber vielleicht noch tiefer verwirrten“ (F. Schlegel 1798b, 162).

Die romantische Hermeneutik ist mit Grund als „Antihermeneutik“ bezeichnet worden (Hörisch 1987; ders. 1988, 50 ff.). Damit ist nicht gesagt, dass die Romantiker die Möglichkeit des Verstehens prinzipiell geleugnet hätten, sondern nur, dass sie die Möglichkeit des Nichtverstehens anerkannt und reflektierend in den Blick genommen haben. Antihermeneutische Entwürfe sind nicht ahermeneutisch, sondern *Gegenentwürfe* zur herkömmlichen Hermeneutik (vgl. Behler 1987a, 146). Als Kernsatz eines derartigen Konzepts kann die Aussage gelten, dass man „sehr viel Verstand haben [muß], um manches nicht zu verstehen“ (F. Schlegel 1796/98, 114).

4.2. Für eine Deutungsleistung im Sinne der Romantik wird ein Leser vorausgesetzt, der mit dem Autor bzw. dem Text in einen Dialog zu treten bereit und imstande ist, der „entgegenkommt, ergänzt, aufs halbe Wort versteht“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 108) und auf diese Weise „durch Selbstthätigkeit seiner Fantasie“ (A. W. Schlegel 1802/03, 719) aktiven Anteil an der Sinnstiftung und (bei poetischen Texten) an der Konstitution überhaupt des literarischen Kunstwerks nimmt (vgl. auch Huyssen 1969, 63 f.). Ein solchermaßen tätiger Leser setzt aber wiederum einen Autor voraus, der eine produktive Rezeption fordert und fördert und bereit ist, den Leser als Teilnehmer eines hermeneutischen Dialogs zu akzeptieren und ernstzunehmen:

„Der analytische Schriftsteller beobachtet den Leser, wie er ist; danach macht er seinen Calcül, legt seine Maschinen an, um den gehörigen Effekt auf ihn zu machen. Der synthetische Schriftsteller konstruiert und schafft sich einen Leser, wie er seyn soll; er denkt sich denselben nicht ruhend und todt, sondern lebendig und entgegenwirkend. Er läßt das, was er erfunden hat, vor seinen Augen stufenweise werden, oder er lockt ihn es selbst zu erfinden. Er will keine bestimmte Wirkung auf ihn machen, sondern er tritt mit ihm in das heilige Verhältniß der innigsten Symphilosophie oder Sympoesie.“ (F. Schlegel 1797a, 162 f.)

Vorbilder für die Konzeption eines solchermaßen *synthetischen* Autors, der an die Einbildungskraft seiner Leser appelliert und sie zur Mitarbeit nötigt, sind u. a. Petrarca (A. W. Schlegel 1803/04a, 157 f.) und Goethe (A. W. Schlegel 1809/11b, 416 f.). Das Ideal eines *klassischen* Werkes besteht eben darin, dass man es immer wieder lesen kann bzw. sollte, weil man niemals damit zu Ende kommt, mit anderen Worten: weil man ihn niemals völlig versteht bzw. interpretativ erschöpft (F. Schlegel 1797a, 136; ders. 1797d,

79; ders. 1798a, 124; ders. 1804, 53): weil „jedes vortreffliche Werk [...] mehr weiß als es sagt, und mehr will als es weiß“ (ders. 1798b, 168 f.).

Vor allem eine Eigenschaft muss der ideale Autor aufweisen, um keine „bestimmte Wirkung“ auf den Leser zu machen: Er darf seine Aussagen nicht auf eine einzige Interpretationsmöglichkeit reduzieren lassen. Der Sinn eines Textes darf nicht ein einziger sein, den der Autor vorgibt, sondern muss in einer Pluralität von Möglichkeiten bestehen. Es geht den Romantikern dabei nicht um tatsächliche Unverständlichkeit, sondern um Viel-, idealiter um Alldeutigkeit; die apotheotisch anmutende Rede von der „Unverständlichkeit“ (F. Schlegel 1800b, passim) ist als ironisch-perspektivische Redeweise zu interpretieren. Nicht nur auf eine Weise, sondern von mehreren Seiten gleichermaßen deutbar zu sein ist somit etwas, das einen Autor besonders auszeichnet. Gelingt es ihm, so ruft er eine Vielfalt von Meinungen hervor und schafft neue Möglichkeiten des hermeneutischen Dialogs, auf den letztlich alles ankommt.

4.3. Dass die Vieldeutigkeit seiner Texte beim „Leser, wie er ist“ (F. Schlegel 1797a, 163) nicht auf Gegenliebe stößt, ist für den sich selbst als ideal empfindenden Autor lediglich ein Beweis für die Richtigkeit der Vermutung, „der Grund der Unverständlichkeit liege im Unverstand“ (ders. 1800b, 363) – in dem des Lesers. Er fasst den Entschluss, sich „mit dem Leser in ein Gespräch über diese Materie zu versetzen, und vor seinen eignen Augen, gleichsam ihm ins Gesicht, einen andern neuen Leser [...] zu construiren, ja [...] sogar zu deduciren“ (ebd.).

Die Vision des idealen Lesers ist Teil des großangelegten romantischen Geschichtsprojektes einer ins Unendliche hin unabgeschlossenen Vervollkommnung des Menschen. Ziel der Romantik ist dabei eine Ausbildung des modernen Menschen nach dem Vorbild der (vor allem in ästhetischer, jedoch auch in moralischer Hinsicht) für exemplarisch gehaltenen klassischen Antike. Die dadurch in Aussicht genommene neue Qualität der Moderne, als deren Wegbereiter sich die Romantiker verstehen, wird als so bedeutend empfunden, dass in diesem Zusammenhang die Rede von einer anbrechenden „neue[n] Zeit“ ist (ebd., 370).

Der Gedanke der unendlichen Vervollkommnung ist ganz und gar aufklärerisch; in der Tat ist ja die Romantik – zumindest in ihren Anfängen – weithin eine Fortsetzung der Aufklärung mit anderen Mitteln (vgl. Bär 1999a, 24 f.). Nicht von ungefähr wird der erwartete und angekündigte Anbruch der neuen Zeit in Anlehnung an aufklärerische Lichtmetaphorik mit dem Bild der „Morgenröthe“ beschrieben (F. Schlegel 1800b, 370; ders. 1800c, 272). In seinem Aufsatz *Ueber die Unverständlichkeit* stilisiert Friedrich Schlegel das bevorstehende 19. Jahrhundert zu einer Epoche des *Verstandes*. Wo aber dieser ist, kann das *Verstehen* nicht fehlen, und so beschwört Schlegel eine Zeit, in der die ihm und seinen literarischen und philosophischen Freunden vorgeworfene Unverständlichkeit nicht mehr als solche empfunden wird:

„Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel von der Unverständlichkeit des Athenaeums gelöst sein. [...] Dann wird es

Leser geben die lesen können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden genießen können, und auch zu den härtesten unverdaulichsten keinen Nußknacker bedürfen. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Genoveva protestantisch und die didaktischen Elegien von A. W. Schlegel fast gar zu leicht und durchsichtig finden.“ (F. Schlegel 1800b, 370 f.)

Die Rede vom 19. Jahrhundert ist freilich nicht wörtlich, sondern symbolisch zu nehmen. Dass er nicht ernsthaft damit rechnet, im Jahr nach der Veröffentlichung seines Aufsatzes ein Zeitalter des Verstandes und des Verstehens anbrechen zu sehen, sagt Schlegel selbst. Der beschwörende Unterton lässt allerdings erkennen, dass er die Hoffnung nicht aufgeben will:

„Ich [...] erkläre [...], alles sey nur noch Tendenz, das Zeitalter sey das Zeitalter der Tendenzen. Ob ich nun der Meynung sey, alle diese Tendenzen würden durch mich selbst in Richtigkeit und zum Beschluß gebracht werden, oder vielleicht durch meinen Bruder oder durch Tieck, oder durch sonst einen von unsrer Faction, oder erst durch einen Sohn von uns, durch einen Enkel, einen Urenkel, einen Enkel im siebenundzwanzigsten Gliede, oder erst am jüngsten Tage, oder niemals; das bleibt der Weisheit des Lesers, für welche diese Frage recht eigentlich gehört, anheim gestellt.“ (Ebd., 367.)

Dass am ehesten der jüngste Tag in Frage kommt, ist zumindest für Friedrich Schleiermacher, den Theologen unter den Frühromantikern, offensichtlich. In einer erkennbar an 1. Kor. 13,12 angelehnten Eloge entwirft er die ersehnte Zukunft:

„Möchte die Zeit kommen, die eine alte Weissagung so beschreibt, daß keiner bedürfen wird, daß man ihn lehre, weil alle von Gott gelehrt sind! [...] Jeder leuchtete dann in der Stille sich und den Andern, und die Mittheilung heiliger Gedanken und Gefühle bestände nur in dem leichten Spiele, die verschiedenen Strahlen dieses Lichts jetzt zu vereinigen, dann wieder zu brechen, jezt es zu zerstreuen, und dann wieder hie und da auf einzelne Gegenstände zu konzentriren. Das leiseste Wort würde verstanden, da jezt die deutlichsten Äußerungen der Missdeutung nicht entgehen. Man könnte gemeinschaftlich ins Innere des Heiligtums eindringen, da man sich jezt nur in den Vorhöfen mit den Elementen beschäftigen muß. Mit Freunden und Theilnehmern vollendete Ideen tauschen, wie viel erfreulicher ist dies, als mit kaum entworfenen Umrißen herausbrechen müßen in den leeren Raum!“ (Schleiermacher 1799, 13 f.)

4.4. Das romantische Verstehensbedürfnis bleibt eine unstillbare Sehnsucht. Sie ist ins Unendliche hin offen und tendiert damit dann zur Grenzenlosigkeit auch hinsichtlich ihres Gegenstandes. Nicht allein in der zwischenmenschlichen Kommunikation, sondern in einer im wörtlichen Sinne universellen Kommunikation besteht das romantische Ideal. „Jedes Thier vernimmt die Stimme seines Geschlechts. Der Mensch die Stimmen aller“ (F. Schlegel 1795, 223). Die Möglichkeit des Menschen, sich in alles einzuhören, erstreckt sich darüber hinaus auch auf die Pflanzenwelt; auch sie hat, metaphorisch ausgedrückt, ihre Sprache, die der Mensch verstehen lernen kann:

„Sind vielleicht Blüthen und Kräuter Worte? – Sprache, in der die Gefühle, der Geist der Erde, des Wassers sich deutlich machen? – Ist der Duft der Blumen, ihr Schmelz, wohl das Sehnen

der Erde – die Begeisterung des Wassers, die in den offenen Kelchen Freiheit hat, aufzusteigen zur Sonne, zu dem was sie lieben? – Die dunkle Erde stößt aus dem Innersten ihre duftenden Seufzer auf aus den Kelchen ihrer Pflanzen, die aus ihrem Busen aufblühen, hinauf in die fessellose Freiheit? – Das Wasser das von seinen kräuselnden Wellen sich immer weiter treiben läßt, hier in der Blume Stengel, im Saft des Baumes gemischt mit allen Kräften der Natur, steigt, nimmt Gestalt an, wird zum Geist, zum Wort, das die Andacht seiner Triebe aushaucht.“ (B. v. Arnim 1840, 185 f.)

Dieser panhermeneutische Ansatz kann in seiner radikalsten Ausprägung bis hin zur Forderung nach Kommunikation selbst mit der unbelebten Natur gehen: „Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede?“ (Novalis 1798b, 100).

Solche Allverständigung setzt voraus, dass alles Bedeutung hat und dass diese Bedeutung prinzipiell auch erschlossen werden kann.

„Ich hab mit Bäumen und Sträuchern zu reden, hören sie meine Rede zu ihnen nicht mehr, so werden all sie meine Sprache wieder vergessen. – Oft am Fenster früh, wenn der kühle Wind von Osten her den Tag ankündigte, sah ich den Mond noch am Himmel mit dem Morgenstern sich unterhalten. Alles ist Mittheilung in der Natur, alles hat Flammenzungen, selbst der kalte Quell, in dem Du Dein Antlitz badest!“ (B. v. Arnim 1844, 398.)

Das verstehende Sicheinfühlen in die Natur ist nach romantischer Auffassung möglich durch *Liebe*, die Fähigkeit zur Allsympathie. Durch Liebe

„verstehet die Seele die Klage der Nachtigall und das Lächeln des Neugeborenen, und was auf Blumen wie an Sternen sich in geheimer Bilderschrift bedeutsam offenbart, versteht sie; den heiligen Sinn des Lebens wie die schöne Sprache der Natur. Alle Dinge reden zu ihr und überall sieht sie den lieblichen Geist durch die zarte Hülle“ (F. Schlegel 1799, 82).

Eine anschauliche Zusammenstellung der gesamten Allsympathie-Topik präsentiert Sophie Mereau in ihrem Roman *Das Blütenalter der Empfindung*:

„Gleich einem rein gestimmten Instrument, das nur auf den Künstler wartet, welche Harmonien er darauf hervorrufen will, war mein Herz für jeden Eindruck empfänglich, von süßen Ahnungen beflügelt, und mit heitern Bildern erfüllt. Ich drückte die ganze Welt an meinen Busen, und düstete nach dem Genuß aller der Herrlichkeiten, die ich in süßer Trunkenheit verworren vor mir verbreitet sah. Die ganze Natur schien in mein Schicksal verwebt zu seyn. Das frohe Aufstreben ihrer Kräfte, das lebendige Spiel ihrer Erzeugnisse, der jugendliche Reiz ihrer Formen, alles trug so sichtbar die Farbe meiner innern Erscheinungen. Im frohen Taumel gab ich mich allem hin, und fand mich in allem wieder“ (Mereau 1794, 4 f.). – „Die Kehle des Vogels hatte willkührlichen Ausdruck; das Wehen des Blütenbaums war Zeichen innrer Gefühle. Beides wirkte innig auf mich; mit beiden fühlte ich mich verwandt, und es schien mir, als verstünde ich ihre stille Sprache, ohne sie in Worte übersezzen zu können. Gieng ich dann aus meinen Blütenwäldern hervor, und trat auf die Höhen hin, wo ich in die unermeßliche Sphäre von Gewässer hinaussah – ha! wie ergriff mich da der Anblik dieser ungeheuern Wasserwelt, die, wie die Phantasie keine Gränzen hat! – Es drohte mir die Brust zu zersprengen; verschlungen in die Unermeßlichkeit des Weltalls, verschmolzen in die allgemeine Harmonie der Wesen, fühlte ich mich selbst in dieser Größe untergehen. Ich kannte keinen entzückendern Gedanken als den, mit allen Geistern ein Ganzes auszumachen“ (ebd., 7 f.).

All dies ist keineswegs nur phantastische „Exaltation“, sondern vielmehr, wie es Ludwig Tieck in einem Brief an Friedrich Schlegel (Mitte März 1801) ausdrückt, „wahrer poetischer Ernst“ (Lohner 1972, 57). Das Sich-Einfühlen ins Universum, das Sich-einfühlen mit demselben bleibt für die Frühromantiker nicht nur Theorie, sondern wird zum wirklichen Erlebnis:

„Ich kann es dir nicht ausdrücken, wie mir alles in der Welt immer mehr Eins wird, wie ich gar keine Unterschiede von Räumen oder Zeiten mehr statuieren kann, es wird mir Alles bedeutend, alles was Geschichte giebt und Poesie, so wie alle Natur, und alles in mir, sieht mich aus einem einzigen tiefen Auge an, voller Liebe, aber schreckvoller Bedeutung.“ (Ebd.)

Die auch hier anklingende Klage über die Unzulänglichkeit der Sprache („Ich kann es dir nicht ausdrücken ...“) angesichts der Erfahrung undeutlich empfundener Einheit mit dem Universum ist symptomatisch. Für die Dunkelheit und Ahnungsfülle solcher Erfahrungen, die deutlich nicht ausgesprochen werden können, dienen bevorzugt Schilderungen nächtlicher Naturerlebnisse als Chiffre.

„[W]enn der Mond in die Stube scheint, kann ich nicht ruhen, und muß ans Fenster hin. Es ist mir, als rufe er mich, ich müsse ihn wieder ansehen, die ganze schöne Nacht spräche mit mir, und frage mich scharf aus; die Antwort aber liegt mir tief im Herzen begraben, und es ist mir oft, als müsse mir das Herz brechen, damit ich es nur sagen könnte.“ (Brentano 1801, 386.)

5. Rhetoriktheorie

5.1. Bis heute steht die Romantik im Ruf einer „rhetorikverachtenden Epoche“, die pauschal als „rhetorikfern“ eingestuft wird (Schanze 1994, 336). Viele Belege scheinen tatsächlich dafür zu sprechen. Stereotype Kollokationen wie „Redekunst und Sophisterei“ (Tieck 1839, 209) zumindest legen den Gedanken nahe, dass das Verhältnis der Romantik zur Rhetorik nicht das beste ist.

Der kantische Gedanke der zweckfreien ‚schönen‘ Kunst spielt in der Romantik eine zentrale Rolle, und die Skepsis gegenüber der zweckorientierten Rhetorik ist daher weit verbreitet. Dabei wird nicht nur auf Kant, sondern auch auf den platonischen *Gorgias* (465b–e) zurückgegriffen:

„Angenehme Redekunst ist mit der schönen Poesie nicht näher verwandt als jede andre sinnliche Geschicklichkeit, welche Plato Kunst zu nennen verbietet und mit der Kochkunst in eine Klasse ordnet. [...] Die Kunst ist [...] entweder eine *freie Ideenkunst* oder eine *mechanische Kunst* des Bedürfnisses, deren Arten die *nützliche* und die *angenehme* Kunst sind.“ (F. Schlegel 1795/97, 243.)

Die Rhetorik ist zwar „durch ihren Stoff oder ihr Werkzeug [Sprache] mit der Poesie verwandt“, aber „indem sie einem bestimmten Zwecke dient“, lässt sie sich „am meisten mit der Architektur vergleichen“ (A. W. Schlegel 1798/99, 119).

Seit der Antike zielt die Redekunst auf „das Überreden, das Gewinnen des Zuhörers“ (Dockhorn 1944, 13). Dafür werden traditionell zwei „Hauptmittel“ unterschieden, die „als Grundkategorien die Disposition antiker Rhetoriken beherrschen“: der „Appell an den Verstand, das ‚docere‘, das durch Beweise [...] erfolgt“, und „die Erregung der Gefühle, die Weckung der Affecte, das ‚movere‘“ (ebd.). Eben diese Unterscheidung wird erkennbar, wenn Schelling den Zweck des Redners darin sieht, „sich anschaulich zu machen, oder [...] zu täuschen und Leidenschaft zu erwecken“ (Schelling 1803/04, 639). Rhetorik ist die „praktische Erkenntnis der Sprache“ (F. Schlegel 1805/06, 187), die „mit der Lehre von der Anwendung“ verbundene Sprachlehre im Gegensatz zur Grammatik, die ihrerseits als „theoretische Erkenntnis der Sprache“ definiert wird, als „Wissenschaft der Sprache bloß in der Absicht, die Sprache zu kennen und zu verstehen“ (ebd., 186).

In der Rhetorik ist dabei „nicht nur von der Richtigkeit, sondern auch von der Schönheit und Künstlichkeit des Ausdrucks die Rede“ (ebd., 187), denn „oft ist es für praktische Zwecke nicht hinreichend, sich bloß verständlich und richtig auszudrücken, sondern man muß der Rede durch die Schönheit und Kunst des Ausdrucks eine höhere Bedeutung und Würde geben“ (ebd.). Damit wird die Rhetorik gewissermaßen in die (früh)romantische Kunsttheorie integriert. „Romantik ist eine Transformation der Rhetorik. Sie hebt Rhetorik auf, im Hegelschen Doppelsinn des Wortes“ (Schanze 1994, 339) – eine Tatsache, die dadurch möglich ist, dass Rhetorik schlechterdings mit „Kunstgriff“ (F. Schlegel 1795/97, 315) gleichgesetzt wird. F. Schlegel „versteht ‚Rhetorik‘ zunächst ganz traditionell als die Kunstlehre der Prosa“ (Schanze 1974, 132). Da es – im Sinne des kantischen Begriffs der ‚Zweckmäßigkeit ohne Zweck‘ – eine Technik oder Kunstlehre auch im Bereich der ‚schönen Kunst‘ gibt und geben muss, hat auch die Poesie im eigentlichen Sinne, die „nie einen Zweck außer sich“ hat (Schelling 1803/04, 639), stets eine rhetorische Komponente: „Alle Poesie, die auf einen Effekt geht, [...] ist rhetorisch“ (F. Schlegel 1798a, 72).

Es gibt demnach eine Rhetorik „im höhern Sinn“ (ebd., 208), eine „materiale, enthusiastische Rhetorik die unendlich weit erhaben ist über den sophistischen Mißbrauch der Philosophie, die deklamatorische Stylübung, die angewandte Poesie, die improvisierte Politik, welche man mit demselben Namen zu bezeichnen pflegt“ (ebd., 187). Mit eben dieser Rhetorik im höheren Sinne will F. Schlegel die Poesie im Rahmen seines Programms einer „progressive[n] Universalpoesie“ „in Berührung [...] setzen“ (ebd., 182).

5.2. Was die zweckfreie Poesie von der angewandten, zweckorientierten Redekunst äußerlich unterscheidet, ist die Möglichkeit des gehobenen Tons, einer von der Alltagssprache deutlich unterschiedenen ‚poetischen Diktion‘. Insbesondere A. W. Schlegel fordert eine solcherart eigenständige Dichtersprache. Dabei hält er es zwar für selbstverständlich, dass die Poesie „ihren eignen Zweck vernichten [würde], wenn sie so weit von aller Analogie des Sprachgebrauchs abwicke, daß sie völlig unverständlich werden

müßte“ (A. W. Schlegel 1801/02, 406). Die ‚poetischen Lizenzen‘ gehen aber sehr weit: Lediglich ‚absolute Dunkelheit und Verworrenheit welche durch kein Nachdenken sich ins klare setzen läßt‘ ist ‚fehlerhaft‘, und selbst sie ist es nicht, wenn sie ‚partienweise in einem Gedicht angebracht‘ ist, um ‚dem Eindrucke des Ganzen zu dienen‘ (ebd.). Jede darüber hinausgehende Unverständlichkeitskritik wird mit elitärer, dem horazischen ‚odi profanum volgus et arceo‘ (Horaz, Oden III/1, 1) verwandter Geste zurückgewiesen: Der Dichter ‚braucht nicht für alle zu schreiben‘ (A. W. Schlegel 1801/02, 406).

Auch der Rhetor muss sich nicht an alle wenden, aber da er einen ‚äußeren Zweck‘ verfolgt, kann es ihm im Unterschied zum Dichter nicht gleichgültig sein, ob er sein tatsächlich angesprochenes Publikum erreicht. Dies hebt besonders A. F. Bernhardt hervor: Die Rede will ‚überreden‘ (Bernhardt 1803, 227), daher ‚muß ihre Sprachdarstellung [...] die Sprache des gemeinen Lebens in sich aufnehmen‘ und darf sich, obgleich sie dieselbe zu ‚erhöhen und veredeln‘ streben soll, nicht so weit ‚von derselben [...] entfernen, daß sie unverständlich, daß dem Zuhörer die Folge der Ideen schwierig aufzufassen würde‘ (ebd., 229).

Die einigermaßen paradoxe Konsequenz des hier entworfenen Poesie- und Rhetorikverständnisses ist, dass die Sprache des Dichters weitaus künstlicher – u. a. mittels der klassischen Redefiguren (vgl. Bär 1999a, 121 ff.) – durchgebildet sein darf und soll als die des Redners. In dieser Auffassung unterscheiden sich die deutschen Romantiker deutlich von den englischen, v. a. von William Wordsworth. Dieser fordert etwa zeitgleich eine möglichst volkstümliche Dichtung mit einer der Alltagssprache möglichst nahe verwandten Dichtersprache: ‚The Poet thinks and feels in the spirit of human passions. How, then, can his language differ [...] from that of all other men who feel vividly and see clearly?‘ (Wordsworth 1802, 398.) Wordsworths Postulat einer ‚language really used by men‘ (ebd., 386) steht in einer direkten ‚Tradition der antiken Rhetorik‘ (Dockhorn 1944, 42). Er will ‚human passions‘ und ‚human characters‘ darstellen (Wordsworth 1798, 383) und knüpft damit, wie Klaus Dockhorn zeigt, an die auf Aristoteles zurückgehende und von Quintilian adaptierte Unterscheidung von ‚Pathos‘ und ‚Ethos‘ an: ‚Die stark erregte Leidenschaft und das sanfte, humane Gefühl, ‚perturbatio‘ und ‚benevolentia‘, das sind bei Quintilian $\pi\acute{\alpha}\theta\eta$ und $\eta\theta\eta$, zusammengefaßt unter dem Oberbegriff der ‚affectus‘, zum leidenschaftlichen Erregen und sanften Rühren bestimmt.‘ (Dockhorn 1944, 16.)

Die dem Redner – und bei Wordsworth eben auch dem Dichter – aufgegebene ‚Verständlichkeit‘ ist freilich nicht allein Angelegenheit einer ‚natürlichen‘ Sprache, sondern wird gleichgesetzt mit einer möglichst unmittelbaren Ansprache des Hörers. Adam Müller (1812, 308) identifiziert die ‚wahre Rede‘ daher mit einem ‚Gespräch‘ des Redners mit seinem Zuhörer und stellt als wichtigste rhetorische Regel auf:

„Wisse zu hören, wenn du reden willst; versetze dich in das Herz, dahinein du greifen willst [...]. Verstehe, Redner, mich, deinen Gegner, wenn du dich mir verständlich machen willst: bist du verständlich, dann will ich glauben, dann werde ich es im innersten Herzen empfinden,

daß du verstehst. Kurz, es gibt kein Mittel, den Verstand zu beweisen, als die *Verständlichkeit* [...].“ (Ebd., 307.)

Das Vorhandensein dieser „Verständlichkeit“ wird in der Reaktion des Auditoriums erkennbar: Die „herrlichen begeisterten Reden“ eines „vortrefflichen Redner[s]“ dringen seinen Zuhörern „ins Innerste“, wo sie die „inbrünstigste Andacht“ erzeugen; der „Feuerstrom seiner Worte“ reißt alle „unwiderstehlich fort“ (E. T. A. Hoffmann 1815/16, 37). Die unmittelbare Wirkung einer guten Predigt sind „[h]eftiges Weinen“ und „unwillkürlich den Lippen entfliehende Ausrufe der andachtvollsten Wonne“ (ebd., 38).

Demgegenüber wird auch die Wirkung des schlechten Redners direkt an der Reaktion des Publikums sichtbar:

„[S]eine Reden schlichen wie ein halbversiegter Bach mühsam und tonlos dahin, und die ungewöhnlich gedehnte Sprache, welche der Mangel an Ideen und Worten erzeugte, da er ohne Konzept sprach, machten seine Reden so unausstehlich lang, daß vor dem Amen schon der größte Teil der Gemeinde, wie bei dem bedeutungslosen eintönigen Geklapper einer Mühle, sanft eingeschlummert war, und nur durch den Klang der Orgel wieder erweckt werden konnte.“ (Ebd., 37.)

5.3. Die Frage, wie die Kommunikation mit der Zuhörerschaft gelingen könne, wird in unterschiedlicher Weise beantwortet. Allen Positionen gemeinsam ist die in Kants Rhetorikkritik⁸ präformierte Forderung nach unbedingter Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit des Redners. Diese Forderung kann jedoch zum einen praktisch-ethisch, zum anderen ästhetisch motiviert sein. Im ersten Fall liegt der Schwerpunkt der Betrachtung auf dem Verhältnis von Redner und Auditorium, im zweiten auf der Person des Redners selbst.

5.3.1. Eine praktisch-ethische Rhetorik-Auffassung vertritt z. B. Adam Müller. Er nennt vor dem Hintergrund seiner dialogischen Rhetoriktheorie als Bedingung der gelingenden Ansprache die Bereitschaft des Publikums, sich ansprechen zu lassen, was v. a. Vertrauen in die Integrität des Redners voraussetzt:

„Wer nicht über gewisse Dinge mit mir einig ist, mit dem kann ich über die anderweiten nicht streiten. Glaubt ihr an mich, so bin ich ein Redner; zweifelt ihr an mir, so bin ich stumm: [...] weil mir wirklich das Vermögen, das Talent der Rede im Munde verlöscht. Glaubt ihr an mich, kann wohl nichts anderes heißen als glaubt ihr, daß ich etwas Höheres will als mich: nämlich die Wahrheit oder die Gerechtigkeit.“ (Müller 1812, 312 f.)

An der „Wahrheit“ muss dem Redner aufrichtig liegen, insofern er kein bloßer „Sophist“ sein will (Bernhardi 1803, 174). Allenfalls in der „vornehmen Gelehrtenpoesie“ ist es möglich, dass ein Mangel an „sittliche[r] Haltung und Würde“ sich „mit verschnörkelter Rhetorik verhüllen oder gar verschönern läßt“ (Eichendorff 1857, 723).

⁸ „Rednerkunst (*ars oratoria*) ist, als Kunst sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeint, oder auch wirklich gut seyn, als sie wollen) gar keiner Achtung würdig.“ (Kant 1790, 215.)

Ein lediglich „durch rhetorische Künste erschliches Ansehn“ ist dagegen nur „von kurzer Dauer“ (F. Schlegel: 1795/97, 273). Das heißt nicht, dass die Techniken der Pathopöie prinzipiell verpönt wären. „Affecte“ sind aber „Arzeneyen“, d. h., „man darf mit ihnen nicht spielen“ (Novalis 1799a, 560). Wo dies doch geschieht, ist der letzte Zweck des Redners, die Gewinnung der „Herzen“ seines Publikums, nicht zu erreichen:

„Das Anregen der Leidenschaften und Rührungen ist ein armseliges Substitut dessen, was ich hier meine [...]. Entweder ihr ergreift den Gegner bei seiner *gewaffnetsten* Seite [...], indem ihr vorwegnehmt seine Gründe, sie verstärkt, sie durch den Zusammenhang eurer Anklage belebt, indem ihr alle die Wunden zeigt, die er erst schlagen will; und ihr erhebt euren Gegner an seiner *schwächsten* Seite, [...] die empfänglich ist für das Göttliche und an welcher stärker zu sein als er, euch zum Redner macht und ihn zum Hörer – oder ihr ergreift ihn gar nicht, ihr spielt nur an der Oberfläche seines Herzens umher, ihr bestimmt das Tun seiner Hände, aber nicht seinen Willen, ihr habt Maschinen in Bewegung gesetzt, aber nicht Herzen.“ (Müller 1812, 319.)

Verwerflich ist die Rhetorik als manipulative Technik allerdings nicht nur, wenn sie auf positiver, zweckorientierter Unaufrichtigkeit beruht, sondern auch dann, wenn sie mit negativer Unaufrichtigkeit, d. h. Gesinnungslosigkeit, Austauschbarkeit der Überzeugungen, zumindest einem Mangel an „Consistency“ (Heine 1831, 140) einhergeht:

„Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweyten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, ob Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan, aus Depit und Eifersucht, ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zugunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt“ (ebd., 140 f.).

Diese Kritik greift auch dort, wo den Worten, die Taten versprechen, eben diese Taten nicht folgen:

„Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einst in den Versammlungen der deutschen Burschenschaft so oft ums Wort baten und mich so oft durch ihre rhetorischen Talente überwunden und eine so vielversprechende Sprache gesprochen; sie waren sonst so vorlaut und sind jetzt so nachstill.“ (Heine 1830, 270.)

Solche Vorbehalte gelten allerdings nicht lediglich der Rhetorik im besonderen, sondern gehören in den allgemeineren Kontext der romantischen Sprachskepsis (s. o.), für die ein „volles, kostbares, glühendes Schweigen [...] mehr sagt als alle Beredsamkeit, als jeder rhetorische Wortschwall“ (Heine 1839, 37).

Die geforderte Wahrhaftigkeit des Redners setzt voraus, dass er die Empfindungen, die er bei seinen Zuhörern wachruft, tatsächlich empfindet. Jede Art von Autosuggestion, also künstlichem Sich-Versetzen in die auch beim Publikum beabsichtigte Stimmung, wird dadurch von vorneherein ausgeschlossen. Das gilt auch für die zweite in der Romantik vertretene Ansicht, wie der Zuhörer zu erreichen sei: für die dem Genie-Konzept des 18. Jahrhunderts verpflichtete ästhetische Rhetorik-Auffassung.

5.3.2. Das Wirken des rhetorischen Genius ist ein unverfügbares Ereignis, das nur eintreten kann, wenn es der Redner vermag, sich ganz „dem Feuer der Beredsamkeit“ zu überlassen (Hoffmann 1815/16, 43). Dabei wird freilich der Verstand, das klare Bewusstsein, die „Besonnenheit“ (Jean Paul 1813, 46 ff.) keineswegs ausgeblendet; „[n]ur der unverständige Jüngling kann glauben, geniales Feuer brenne als leidenschaftliches“ (ebd., 48), d. h. unreflektiert, ohne Maß und Ziel. Vielmehr wird die „Begeisterung“ des Genies, sein „Enthusiasmus“ (ebd.) als „geniale Ruhe“ verstanden. Sie „gleicht der sogenannten Unruhe, welche in der Uhr blos für das *Mäßigen* und dadurch für das Unterhalten der Bewegung arbeitet“ (ebd.).

Dass das Wirken des Genies kein unbewusstes Ereignis ist, zeigt sich auch daran, dass sich der Redner beim Reden gleichsam selbst beobachten kann:

„Bald [...] war es, als strahle der glühende Funke himmlischer Begeisterung durch mein Inneres – ich dachte nicht mehr an die Handschrift, sondern überließ mich ganz den Eingebungen des Moments. Ich fühlte, wie das Blut in allen Pulsen glühte und sprühte – ich hörte meine Stimme durch das Gewölbe donnern – ich sah mein erhobenes Haupt, meine ausgebreiteten Arme, wie von Strahlenglanz der Begeisterung umflossen.“ (Hoffmann 1815/16, 33.)

Selbst scheinbare Kunstfehler gereichen dem mit rednerischem Genie gesegneten Rhetor unbeabsichtigt zur positiven Wirkung:

„Im Anfange blieb ich meiner Handschrift getreu, und Leonardus sagte mir nachher, daß ich mit zitternder Stimme gesprochen, welches aber gerade den andächtigen wehmutsvollen Betrachtungen, womit die Rede begann, zugesagt, und bei den mehrsten für eine besondere wirkungsvolle Kunst des Redners gegolten habe.“ (Ebd., 38.)

Dabei dürfen aber solche Kunstfehler (ebenso wie die Kunstgriffe) nicht absichtsvoll erfolgen. Der Redner darf sich seines Handelns bewusst sein, aber er darf es nicht kontrollieren:

„[H]ier braucht man die Beispiele ruchloser Geistes Gegenwart nicht aus dem Denken, Dichten und Thun der ausgeleerten Selbstlinge jetziger Zeit zu holen, sondern die alte gelehrte Welt reicht uns besonders aus der rhetorischen und humanistischen in ihren frechen kalten Anleitungen, wie die schönsten Empfindungen darzustellen sind, besonnene Gliedermänner wie aus Gräbern zu Exempeln. Mit vergnügter ruhmliebender Kälte wählt und bewegt z. B. der alte Schulmann seine nöthigen Muskeln und Thränendrüsen (nach Peucer oder Morhof), um mit einem leidenden Gesicht voll Zähren in einer Threnodie auf das Grab eines Vorfahrers öffentlich herabzusehen aus dem Schul-Fenster, und zählt mit dem Regenmesser vergnügt jeden Tropfen.“ (Jean Paul 1813, 49.)

Bereits in dem Augenblick, in dem die Selbstbeobachtung in Selbstgefälligkeit und Selbstgewissheit umschlägt und die rednerische Begeisterung planmäßig ins Kalkül gezogen wird, erfolgt der Umschlag zur absichtsvoll-künstlichen Rhetorik. Der Redner geht seines Genies verlustig und fällt stattdessen dem „Geist des Truges“ (Hoffmann 1815/16, 50) anheim. Dadurch verliert er zwar nicht unmittelbar seine Wirkung auf das große Publikum, aber vor dem scharfen Blick des Kundigen kann er nicht länger bestehen. Eben dies widerfährt dem Mönch Medardus in Hoffmanns Erzählung *Die Elixiere*

des Teufels. Voll Vertrauen auf sein rednerisches Talent bereitet er sich auf eine Predigt vor, „[o]hne das mindeste aufzuschreiben, nur in Gedanken die Rede, in ihren Teilen ordnend“ (ebd., 49). Er verlässt sich ganz „auf die hohe Begeisterung, die das feierliche Hochamt, das versammelte andächtige Volk, ja selbst die herrliche hochgewölbte Kirche in mir erwecken würde“ (ebd.). Das Laienpublikum ist zwar beeindruckt – „in allen auf mich gerichteten Blicken, las ich Staunen und Bewunderung“ (ebd.) –, aber die Äbtissin des Klosters, in dem die Predigt stattfindet, tadelt ihn scharf:

„Der stolze Prunk Deiner Rede, Deine sichtliche Anstrengung, nur recht viel auffallendes, glänzendes zu sagen, hat mir bewiesen, daß Du, statt die Gemeinde zu belehren und zu frommen Betrachtungen zu entzünden, nur nach dem Beifall, nach der wertlosen Bewunderung der weltlich gesinnten Menge trachtest. Du hast Gefühle geheuchelt, die nicht in Deinem Innern waren, ja Du hast selbst gewisse sichtlich studierte Mienen und Bewegungen erkünstelt, wie ein eitler Schauspieler, Alles nur des schnöden Beifalls wegen.“ (Ebd., 50.)

Medardus allerdings will diesen Tadel nicht akzeptieren; er geht auf dem einmal eingeschlagenen Weg weiter und fährt fort, seine Predigten „mit allen Künsten der Rhetorik auszus schmücken“ (ebd.) und sein „Mienenspiel“ und seine „Gestikulationen sorgfältig zu studieren“ (ebd., 51).

5.4. Die Ablehnung absichtsvoll eingesetzter rhetorischer Kunstgriffe ist in der Romantik allgemein verbreitet, und meist wird die Kritik an ihnen mit romantischer Ironie vorgebracht. Dies kann z. B. durch die übertreibende Affirmation rhetorischer Topoi erfolgen – „ein Redner darf dem Zuhörer nochmals sagen, was dieser schon erfahren bis zum Überdruß“ (Hoffmann 1820/22, 352) –, ebenso durch ihre scheinbare Verteidigung, die sie in Wahrheit lächerlich macht:

„Es ist gebräuchlich, daß der Trauerredner den Anwesenden die ganze vollständige Biographie mit lobpreisenden Zusätzen und Anmerkungen vorträgt, und dieser Gebrauch ist sehr gut, da durch einen solchen Vortrag auch in dem betrübtesten Zuhörer der Ekel der Langeweile erregt werden muß, dieser Ekel aber nach der Erfahrung und dem Ausspruch bewährter Psychologen am besten jede Betrübniß zerstört, weshalb denn auf jene Weise der Trauerredner beide Pflichten, die, dem Verewigten die gehörige Ehre zu erweisen, und die, die Hinterlassenen zu trösten, auf einmal erfüllt. Man hat Beispiele, und sie sind natürlich, daß der Gebeugteste nach solcher Rede ganz vergnügt und munter von hinnen gegangen ist; über der Freude, erlöst zu sein von der Qual des Vortrags, verschmerzte er den Verlust des Hingeschiedenen.“ (Ebd., 351.)

Eine weitere Möglichkeit der Ironisierung besteht im Ausdruck rhetorischen Selbstbewusstseins, in der öffentlich vorgetragenen Reflexion des Redners über seine Rolle, die ihn aus eben dieser fallen lässt:

„[I]ch will statt alles weitem langweiligen Sermons nur mit wenigen schlichten Worten sagen, was für ein schmähhliches Ende der arme Teufel der hier starr und tot vor uns liegt, nehmen mußte und was es für ein wackrer, tüchtiger Kerl im Leben war! – Doch o Himmel! ich falle aus dem Ton der Beredsamkeit, unerachtet ich derselben beflissen und, will es das Schicksal, Professor poseos et eloquentiae zu werden hoffe!“ (Ebd., 352.)

Die ironische Brechung⁹ wird dadurch verstärkt, dass der Redner nach kurzer Sammlung „mit erhöhtem Tone“ weiterspricht (ebd.), des weiteren dadurch, dass die Zuhörer als naiv genug geschildert werden, die vom Redner beabsichtigte Wirkung uneingeschränkt zu zeigen¹⁰ und das offensichtliche rhetorische Manöver nicht zu durchschauen¹¹ oder erst allmählich zu durchschauen¹².

Allerdings kann die Künstlichkeit auch unverblümt thematisiert werden:

„[E]ndlich brach sein Jammer, nach der Vorschrift seines rhetorischen Lehrers bearbeitet, in folgenden Worten aus: [...]“ (A. v. Arnim 1812, 510); „Der Erzherzog verlangte [...] von dem Herren von Cornelius Nepos, daß er seine Klage vortrage. Dieser hatte nicht umsonst Stunden in der Rhetorik genommen, das wollte er allen zeigen und bewähren; sehr pathetisch ergriff er die [...] Mitgeföhle der Versammelten [...].“ (Ebd., 541.)

Nicht einmal durch das Prisma rhetorischen Handwerks lässt derjenige seine angeblichen Empfindungen erblicken, der bei ihrem Ausdruck dramatische Figuren nachahmt:

„Er schwur [...] nacheinander in zehn Charakteren aus den neuesten Dramen und Tragödien seine Seele, wenn er jemals treulos; zuletzt redete er gar noch in der Manier des Don Juan, dem er diesen Abend beigewohnt hatte, und schloß mit den bedeutenden Worten: ‚dieser Stein soll als furchtbarer Gast erscheinen bei unserm nächtlichen Mahle, meine ich’s nicht redlich.‘“ (Klingemann 1805, 30.)

5.5. Damit ist ein Komplex angesprochen, der für eine besondere Ausformung der romantischen Rhetorik-Reflexion steht: die Dramentheorie. Den Zusammenhang zwischen Redekunst und Tragödie stellt bereits Quintilian her, und ausdrücklich auf ihn beruft sich A. W. Schlegel: Er berichtet, dass Euripides „seine Poesie den Athenern durch die Aehnlichkeit mit ihrem täglichen Lieblingsgeschäft, dem Prozesse-Föhren, Ent-

⁹ Mit Ironie ist – wohl in kritischer Wendung gegen die Geföhls- oder Geföhligkeitskultur der Empfindsamkeit – auch bei Zeitgenossen außerhalb des romantischen Diskurses die Rede von Rührung bzw. dem, was sie hervorruft. So berichtet Clemens Brentano über die mit seiner Familie befreundete Mutter Goethes: „Als ich und meine Betrübnis so herangewachsen, daß die Frau Rat uns nicht mehr Du, sondern Er nannte, sagte sie einstens: ‚Wenn ich Ihn ansehe, geht mir es schier wie jenem alten General, der sah einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schloßhof hereinschleichen, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, zeigte er einem Bedienten den Armen und sprach: ‚Prügler er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich.‘ [...]“ (Brentano 1838, 350.)

¹⁰ „Ich, wir alle konnten uns bei diesen letzten Worten Hinzmanns nicht lassen vor grimmen [sic] Schmerz, sondern brachen all in solch ein klägliches Geheul und Jammergeschrei aus, daß ein Felsen hätte erweicht werden können“ (Hoffmann 1820/22, 353).

¹¹ „Der Teufel hat aus dem kleinen Kerl gesprochen, sagte Chievres leise, mich rührt doch sonst so leicht nichts, aber er macht einem seine Not so plausibel“ (Arnim 1812, 541).

¹² „Mir kam es [...] vor, daß Hinzmann gesprochen, mehr, um ein glänzendes Rednertalent zu zeigen, als den armen Muzius noch zu ehren nach seinem betrübten Hinscheiden. [...] Überdem war auch das Lob, das Hinzmann gespendet, von zweideutiger Art, so daß mir eigentlich die Rede hinterher mißfiel, und ich während des Vortrags bloß durch die Anmut des Redners und durch seine in der Tat ausdrucksvolle Deklamation bestochen worden.“ (Hoffmann 1820/22, 356 f.)

scheiden, oder wenigstens Anhören, unterhaltend zu machen [suchte]. Deswegen empfiehlt ihn Quintilian vorzüglich dem jungen Redner, der aus seinem Studium mehr als aus den ältern Tragikern lernen könne [...].“ (A. W. Schlegel 1809/11a, 143.) Die kritische Wendung bleibt nicht aus:

„[M]an sieht, daß eine solche Empfehlung nicht sonderlich empfiehlt: denn Beredsamkeit kann zwar ihre Stelle im Drama finden, wenn sie der Faßung und dem Zweck der redenden Personen gemäß ist; tritt aber Rhetorik an die Stelle des unmittelbaren Ausdrucks der Gemüthsbewegungen, so ist dieß nicht eben poetisch.“ (Ebd., 143 f.)

Für die dramatische Rede gilt ebenso wie für die real vorgetragene: „Der wahre begeisterte Redner wird sich über seinem Gegenstande vergeßen. Rhetorik nennen wir es, wenn er, mehr als an die Sache, an sich und seine selbstgefällige Kunst denkt.“ (A. W. Schlegel 1809/11b, 53.) Insbesondere in der französischen Tragödie des 17. Jahrhunderts, namentlich bei Corneille, herrscht Schlegel zufolge „Rhetorik, und zwar Rhetorik in Hoftracht, statt der Eingebungen edler, aber einfacher unverkünstelter Natur“ (ebd.). Dies läuft dem Charakter des Trauerspiels und auch seinen Aufgaben zuwider, denn „[w]enn der tragische Held sein Unglück schon in Antithesen und sinnreichen Gedankenspielen zurechtgelegt hat, so können wir unser Mitleiden sparen“ (ebd.).

Vom Schauspiel wird nicht anders als vom rednerischen Auftritt „Naturwahrheit“ gefordert; sobald diese sich „vorgefaßten Theorien beugen und unbequemen“ muss, besteht die Gefahr, dass die dramatischen Figuren zu „abstracten, ganz unsinnlichen Begriffsgestalten“ werden und „anstatt des unmittelbaren Naturlauts“ eine „prächtige Rhetorik“ hervorbringen (Eichendorff 1857, 261). Zudem liegt die „göttliche Kraft des Dramas die uns so wie kein anderes Kunstwerk unwiderstehlich ergreift“, in der Unmittelbarkeit der Darstellung, darin, „daß wir, mit einem Zauberschlage der Alltäglichkeit entrückt, die wunderbaren Ereignisse eines fantastischen Lebens vor unseren Augen geschehen sehen“ (Hoffmann 1819, 463). Daher ist es „recht dem innigsten Wesen des Dramas entgegen, [...] wenn uns die Tat, die wir mit eignen Augen zu schauen gedachten, nur erzählt wird“ (ebd.). Diese Charakterisierung gilt für „die mehresten unserer neuern großen Haupt- und Staatsaktionen“ (ebd., 463 f.); „an Tat und Handlung bettelarm“ (ebd., 464) überschütten sie den Zuschauer „mit schönen Worten und Redensarten [...], die kein lebendiges Bild in unsrer Seele zurücklassen“ (ebd., 463). Manches dieser Trauerspiele „enthält eigentlich nichts weiter, als die wohlgeordnete in schönen Worten und absonderlichen Redensarten verfaßte Relation eines fatalen Kriminalverbrechens die mehreren Personen verschiedenen Alters und Standes in den Mund gelegt ist, worauf dann die Vollziehung des gesprochenen Urteils an dem schuldigen Missetäter erfolgt“ (ebd., 465). Sie sind daher „nur rhetorische Kunstübungen zu nennen, in denen einer nach dem andern auftritt und, sei er König, Held, Diener etc. etc., in zierlicher geschmückter Rede sich ausbreitet“ (ebd., 464). Der Vorwurf der „rhetorischen Idealität“ (Eichendorff 1857, 268) trifft nicht nur das „imitatorum pecus“ (Hoffmann 1819, 464), sondern auch, „seiner Herrlichkeit und Größe unerachtet“ (ebd.), das Vorbild

Schiller: „Eine gewisse Prägnanz, mittelst der Verse Verse gebären, ist ihm ganz eigentümlich.“ (Ebd.)

Von „dem wahrhaft Dramatischen ab zu dem Rhetorischen“ hin sich gewendet (ebd., 465) und den „tuono academico des Theaters“ (ebd., 475) angestimmt haben aber nicht nur die Dramendichter, sondern auch die Schauspieler, „die ihrer Seits [...] dem rhetorischen Teil ihrer Kunst zu viel Wert geben“ (ebd., 465). Zwar ist „richtige Deklamation“, also das Beherrschen der Regeln, „die Basis worauf alles beruht“ (ebd.), aber sie allein genügt im Sinne der auch für den Schauspieler geltenden Genielehre keineswegs: Der „echte Schauspieler“ muss „geboren werden“: „Erlernen läßt sich da nichts, es ist immer nur von der Ausbildung der innern natürlichen Kraft die Rede“ (ebd., 473). Man kann daher „eine Rolle sehr richtig deklamieren und doch Alles auf das erbärmlichste verhunzen“ (ebd., 465). Alles kommt hier auf Natürlichkeit und Echtheit der Empfindung an:

„Ein mittelmäßiges Talent, das nur von der Handlung ergriffen ist und sich wirklich rührt und bewegt wie ein lebendiger tätiger Mensch, kann hier den im Grunde bessern Schauspieler übertreffen, der in dem beständigen Mühen durch die Rede zu ergreifen alles Übrige um sich her vergißt.“ (Ebd., 466.)

Wer sich als Schauspieler in die Rolle, die er zu spielen hat, nicht finden, wer sie nicht lebendig ausfüllen kann, läuft Gefahr, sich lächerlich zu machen, denn

„statt den Heros vor Augen zu sehen erblickt der Zuschauer nur einen, der von dem Heros hübsch erzählt und sich dabei müht zu tun, als sei er der Heros selbst, aber das glaubt ihm der Zuschauer nun und nimmermehr. Verlangt nun gar die Rolle irgend einen Ausbruch der physischen Kraft die dem Schauspieler mangelt und behilft der sich mit irgend einem, in der Regel schlecht gewählten Surrogat, so läuft er Gefahr lächerlich zu werden und das Ganze auf heillose Weise zu verstören.“ (Ebd.)

Dabei wird viel an vorfallender Theaterrhetik, die der Dichter und – ihm folgend (ebd., 465) – der Schauspieler produziert, dem Publikum und seinen Erwartungen angelastet:

„[A]uf dem Theater wirkt mehr das Rhetorische als das Poetische, und die Vorwürfe, die bey dem Fiasko eines Stückes dem Dichter gemacht werden, träfen mit größerem Rechte die Masse des Publikums, welches für naive Naturlaute, tiefsinnige Gestaltungen, und psychologische Feinheiten minder empfänglich ist, als für pompöse Phrase, plumpes Gewieher der Leidenschaft und Coulissenreißerey.“ (Heine 1837, 258.)

Wie und warum einer dieser „rhetorischen Dichter“ (Hoffmann 1819, 475) die Gunst des Publikums gewinnt, beschreibt Hoffmann in der *Prinzessin Brambilla*:

„Der Abbate Chiari [...] hatte von Jugend auf mit nicht geringer Mühe Geist und Finger dazu abgerichtet, Trauerspiele zu verfertigen, die, was die Erfindung, enorm, was die Ausführung betrifft, aber höchst angenehm und lieblich waren. Er vermied sorglich irgendeine entsetzliche Begebenheit anders, als unter mild vermittelnden Umständen vor den Augen der Zuschauer sich wirklich zutragen zu lassen, und alle Schauer irgendeiner gräßlichen Tat wickelte er in den zähen Kleister so vieler schönen Worte und Redensarten ein, daß die Zuhörer ohne Schauer die süße Puppe zu sich nahmen und den bitteren Kern nicht heraus schmeckten. Selbst die

Flammen der Hölle wußte er nützlich anzuwenden zum freundlichen Transparent, indem er den ölgetränkten Ofenschirm seiner Rhetorik davorstellte [...]. – So was gefällt Vielen, und kein Wunder daher, daß der Abbate Antonio Chiari ein beliebter Dichter zu nennen war. [...] Reden voll hochtönender Worte, die weder der Zuhörer, noch der Schauspieler versteht, und die der Dichter selbst nicht verstanden hat, werden am meisten beklatscht.“ (Hoffmann 1821, 832 f.)

Selbst bei anderen Gattungen als dem Drama greift diese Kritik: überall dort nämlich, wo von der literarischen Darstellung nicht Schilderung von Bildern oder Zuständen, sondern von Handlungen erwartet wird; den Erörterungen in Lessings *Laokoon* (1766) zufolge also auch im Epos. Der Vorwurf einer „auffallende[n] Armuth an Handlung und lebendiger Anschauung“ (Eichendorff 1857, 105) trifft beispielsweise Klopstocks *Messias* (1748–73): „Gott und Menschen und Engel und Teufel machen eben nichts, als lange rhetorische Debatten über das, was und warum sie es thun wollen.“ (Eichendorff 1857, 105.) Bei Klopstock sei nichts „objectiv“, sondern alles „ideal“:

„ein abstracter Himmel und die bloße Rhetorik gestaltloser Engel und Dämonen, aus protestantischer Unkenntnis oder Abneigung aller altkirchlichen Tradition entkleidet, womit uns z. B. Dante so gewaltig durch Himmel und Hölle führt. Daher bei Dante und im *Parcival* lauter Handlung und in der *Messias* lauter Empfindung und endlose Reden über diese Empfindung, mithin das Elegische vorwaltend.“ (Ebd., 213.)

6. Philologie

6.1. Die Beschäftigung mit deutscher und europäischer Literaturgeschichte, die den zuletzt zitierten rhetorikkritischen Wendungen zugrunde liegt, führt zum letzten im gegenwärtigen Zusammenhang zu behandelnden Aspekt romantischer Sprachreflexion: der Philologie. Damit ist allerdings nicht allein historische Literaturwissenschaft, sondern auch und in nicht geringerem Maße historische Sprachwissenschaft gemeint; auf letztere wird hier das Hauptaugenmerk zu richten sein.

Der Ausgangspunkt der romantischen Beschäftigung mit der eigenen, der deutschen Sprach- und Literaturgeschichte ist in den wenigsten Fällen eine unvoreingenommene Begeisterung, weit mehr ein ästhetisch-kritisches (Vor)urteil. In der gegen Ende des 18. Jahrhunderts neu aufgekommenen *querelle des anciens et des modernes* vertraten die Frühromantiker, insbesondere Friedrich Schlegel, ursprünglich entschieden die Partei der ‚Anciens‘.

Der erste Frühromantiker, der sich mit der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur befasste, ist Wilhelm Heinrich Wackenroder. Angeregt durch seinen Lehrer Erduin Julius Koch entdeckte er, „daß dieses Studium, mit einigem Geist betrieben, sehr viel anziehendes hat“ (Brief an L. Tieck, in: Vietta/Littlejohns 1991, Bd. 2, 97), und

begeisterte sich für die ‚altdeutsche‘¹³ Poesie bereits zu einer Zeit, da Autoren wie Tieck und F. Schlegel noch vorrangig die klassisch-antike Literatur, allenfalls Shakespeare zu schätzen wussten. Eine allgemeinere Aufwertung erfuhr die ältere deutsche Literatur bei den Frühromantikern erst, als sie neben der antiken auch die ‚moderne‘ oder (wie sie sie etwas später bevorzugt nannten) ‚romantische‘ Poesie für sich entdeckten¹⁴ und, um die Originalquellen lesen zu können, sich mit deren Sprache vertraut zu machen strebten. Philologische Quellenstudien trieben v. a. A. W. Schlegel, F. Schlegel und Tieck. Letzterer gab 1803 nach mehrjährigen Vorarbeiten die *Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter* heraus, jene Bearbeitung der Bodmerschen *Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt* (1758/59), von der der ‚entscheidende Impuls zur Rezeption des Minnesangs‘ (Rother 1988, 400) ausgeht. Zwar stieß Tiecks Ausgabe keineswegs auf die von ihm erhoffte große Publikumsresonanz (vgl. Brinker-Gabler 1980, 145), aber ihre Wirkung in Romantikerkreisen war beachtlich. Beispiele sind Clemens Brentano und Stefan August Winkelmann, die sich als Übersetzer mit mittelhochdeutscher Minnelyrik befassten (vgl. Rother 1988, 402), und Jacob Grimm, der 1811 eine Abhandlung *Ueber den altdeutschen Meistergesang* publizierte. Tieck selbst widmete sich neben dem Minnesang unter anderem der Edda und dem Nibelungenlied, das er zusammen mit F. Schlegel in einer kritischen Edition herauszubringen erwog. Dieses Projekt blieb freilich unausgeführt; erst Friedrich Heinrich von der Hagen legte 1810 eine Edition des Nibelungenliedes vor, auf das er als Hörer von A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen 1803/04 aufmerksam gemacht worden war.

6.2. Die romantische Philologiekonzeption hängt eng mit der romantischen Mittelalterauffassung zusammen, wie sie Novalis in seinem Vortrag *Die Christenheit oder Europa* (1799), Tieck in der Vorrede zu seiner *Minnelieder*-Ausgabe und A. W. Schlegel (1803/04a) im dritten Zyklus seiner Berliner Vorlesungen exemplarisch vorgetragen haben. Kennzeichnend für diesen Ansatz ist, dass er „weitab von aller Deutschtümelei das Mittelalter nur insofern als Ideal hinstellt, als es als Vorbild für ein übernationales friedliches Europa christlicher Gesinnung dienen kann“ (Rother 1988, 402). Nationalistische Überlegenheitsgefühle sind, anders als bei einigen Vertretern der späteren Romantik, kaum zu erkennen. Das zeigt sich daran, dass die Geschichte der Muttersprache für die Frühromantiker nur einen Interessenschwerpunkt unter anderen aus-

¹³ Den Zeitgenossen um 1800 ist die heute übliche Epochengliederung des Deutschen noch nicht bekannt. Die Frühromantiker meinen mit *altdeutsch* alle Texte vom Althochdeutschen bis zum 16. Jahrhundert; das Spektrum ihres Interesses reicht vom Abrogans bis zu Hans Sachs.

¹⁴ Eine Vorreiterrolle kommt hier zweifellos Friedrich Schlegel mit seinem 1795 entstandenen großen Aufsatz *Über das Studium der griechischen Poesie* zu. Zwar wurde auch dieser Beitrag von den Zeitgenossen, insbesondere von Schiller, noch als Äußerung eines entschiedenen *ancien* verstanden und kritisiert, doch vertritt Schlegel hier bereits die spezifisch frühromantische Position eines dialektischen Verhältnisses von Antike und Moderne, die in beiden nicht mehr Epochen, sondern Formen der Kunst (v. a. der Literatur) sieht und sie als solche zu einer idealtypischen Synthese bringen will (vgl. Behler 1986, 169.)

macht: Abgesehen von ihren Beiträgen zur jungen deutschen Philologie sind sie auch und gerade auf komparatistischem Gebiet hervorgetreten.

Die frühesten deutschen Anregungen und Ansätze zu einer historischen Grammatik im Sinne des 19. Jahrhunderts stammen nicht von Franz Bopp oder Jacob Grimm, die dann die Disziplin im eigentlichen Sinne konstituierten, sondern von den Brüdern Schlegel. Der Terminus *vergleichende Grammatik* ist im romantischen Diskurs zuerst bei A. W. Schlegel nachzuweisen: Im Zusammenhang mit der Forderung, eine Sprache nicht nur hinsichtlich bestimmter struktureller Gemeinsamkeiten mit anderen Sprachen, sondern zugleich in ihrer historischen Dimension, in ihren konkreten Spezifika zu erfassen, entwirft er das Konzept einer „*vergleichende[n] Grammatik*, eine[r] Zusammenstellung der Sprachen nach ihren gemeinschaftlichen und unterscheidenden Zügen“ (A. W. Schlegel 1803, 203): Man müsse

„das Griechische und Lateinische; [...] das Deutsche, Dänische, Schwedische und Holländische; [...] das Provenzalische, Französische, Italiänische, Spanische, Portugiesische; dann das in der Mitte liegende Englische; endlich wieder alle zusammen als eine gemeinschaftliche Sprachfamilie nach grammatischen Uebereinstimmungen und Abweichungen und deren innerm Zusammenhänge vergleichen. Eben so die orientalischen erst unter sich, hernach mit den occidentalischen.“ (Ebd.)

Friedrich Schlegel, der jüngere Bruder, übernimmt den Ausdruck *vergleichende Grammatik* und macht ihn 1808 in seinem vielbeachteten Buch *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* publik. Seine Begabung, intuitiv sprachhistorische Zusammenhänge zu erkennen, führt ihn bereits Jahre vor Jacob Grimm zur faktischen Entdeckung von Phänomenen wie der 1. Lautverschiebung (die er freilich aufgrund unzureichender Materialbasis nicht in ihrer ganzen Tragweite detailliert erfassen und empirisch belegen kann). Schon in seinen Pariser Jahren (1802–04) lernt er Altpersisch und Sanskrit und arbeitet in der Nationalbibliothek mit den Originalhandschriften. Sein Indien-Buch hat den ersten Impuls zur Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft in Deutschland gegeben.

Philologische Arbeit ist bei den Frühromantikern allerdings weit weniger wissenschaftlich als künstlerisch, genauer gesagt dichterisch konzipiert. Die historische Beschäftigung mit der eigenen Sprache und Literatur hat keinen Selbstzweck, sondern soll in die poetische Tätigkeit einfließen. Dieser Anspruch ist durchgängig. Stets wird das Studium der älteren Literatur in erster Linie dem Dichter empfohlen, der „auf neue Bildung seiner Sprache aus ihren Quellen ausgeht“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 32). Das althochdeutsche Ludwigslied, die mittelhochdeutsche Minnelyrik und die Werke des Hans Sachs – sie alle können als Vorbilder dienen, wenn ein Autor „seine Sprache aus inneren Hilfsquellen zu bereichern strebt“ (ebd., 37) und sich „auf das Erneuern des Alten versteht“ (ebd., 44).

„Erneuerung“ des Alten heißt natürlich Modifikation: In einem Brief an den älteren Schlegel betont beispielsweise Ludwig Tieck, dass er bei seiner *Minnelieder*-Bearbeitung vorsätzlich von den Quellen abgewichen sei und den Wortlaut absichtlich verän-

dert habe (in: Lohner 1972, 132 ff.), und auch der Adressat seinerseits findet nichts dabei, ein Stück aus dem Nibelungenlied „in etwas erneuerter Sprache“ an die Öffentlichkeit zu geben: „Ich hab mir zum Gesetz gemacht, nichts grammatisch durchaus veraltetes stehen zu lassen und mußte daher auch oft die Reime ändern“. (A. W. Schlegel an L. Tieck, ebd., 149 f.)

Von wissenschaftlich-historischer Philologie im heutigen Sinne kann hier also keine Rede sein. Eine solche ist aber eben auch gar nicht beabsichtigt. Wesentlich für eine angemessene Bewertung frühromantischer Praktiken des Umgangs mit historischen Texten ist stets der aktuelle Rezipientenbezug: Tieck äußert mehrfach, dass seine *Minnelieder* keine wissenschaftliche Edition, sondern eine Sammlung für Liebhaber sein sollen, und A. W. Schlegel hat die Hörer seiner Vorlesungen (mehrheitlich Laien) im Auge, die er für die alten Texte interessieren will, und denen er daher nichts völlig Unverständliches vortragen darf.

Aus solchen Tatsachen wird deutlich: Die Begründung der germanistischen Mediävistik ist, was die Frühromantiker betrifft, lediglich ein Nebenprodukt literarischer Arbeit; es geht ihnen nicht um Wiedergabe, sondern um Aneignung, nicht um Bewahrung, sondern um Erneuerung. Sie wollen nicht lediglich etwas über die Geschichte der Sprache und Literatur *wissen*, sondern suchen in ihr Stoff für eigene poetische Arbeit. Hier wird das individualistische Moment der frühromantischen Sprachreflexion greifbar: die besondere Hervorhebung der Tatsache, „daß jeder Einzelne auch sprachbildend ist“ (Schleiermacher 1805/09, 46). Das geschieht freilich nie willkürlich. Man muss, wie Wilhelm von Humboldt erklärt, die „Erscheinung der Freiheit“ in der Sprache „erkennen und ehren“, ebenso aber auch „ihren Grenzen sorgfältig nachspüren, um nicht in den Sprachen durch Freiheit für möglich zu halten, was es nicht ist“ (Humboldt 1827/29, 184). Während aber Humboldt aus dieser Erkenntnis die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Sprach*betrachtung* ableitet, ziehen die frühen Romantiker die Konsequenz regelbewusster Sprach*arbeit*, die vor allem A. W. Schlegel als Repoetisierung versteht (vgl. oben): Die Sprache, die in ihrem Wesen als in sich geschlossenes, der Dienlichkeit zu fremden Zwecken enthobenes „Kunstwerk“ durch „beständigen sorglosen Gebrauch im Dienste des bloßen Bedürfnisses“ beeinträchtigt wird, soll ihre ursprüngliche Poetizität wiedergewinnen (A. W. Schlegel 1803, 196 f.). Wer mit dieser Aufgabe befasst ist, muss notwendig Sprachexperte sein: „Sprachen werden nicht erfunden, und auch alles rein willkürliche Arbeiten an ihnen und in ihnen ist Thorheit“ (Schleiermacher 1813, 223). Allein der wirkliche Kenner ist imstande, die Sprache ihren inneren Regeln gemäß zu bilden. Seine Kenntnis ist dabei nicht allein eine von bloßen Strukturen, sondern zugleich und vor allem eine historische: Sprache ist „ein geschichtliches Ding“, und daher „gibt es auch keinen rechten Sinn für sie, ohne Sinn für ihre Geschichte“ (ebd.).

6.3. Die Vorstellung vom poetisch-philologischen Sprachbildner unterscheidet den spezifisch frühromantischen Ansatz von Auffassungen des späteren 19. Jahrhunderts. Die

historischen Grammatiker behandeln üblicherweise nicht das Individuum, sondern eine Gesamtheit von Sprechern, die ihrem ‚Nationalcharakter‘ oder ‚Volksgeist‘ gemäß, also nach naturbedingten¹⁵, dem Einzelnen unverfügbaren Prinzipien diese Sprache bildet. Zwar ist dieser Aspekt der Frühromantik ebenfalls nicht fremd; dennoch ist das eigentlich Charakteristische der frühromantischen Sprachauffassung nicht der Gedanke vom Volk als Sprachgestalter, und auch nicht der damit zusammenhängende einer gesetzmäßigen ‚organischen‘ Entwicklung der (National)sprache – dergleichen klingt immer nur nebenher mit, weil es freilich zu den zeitüblichen Selbstverständlichkeiten gehört. Zumindest für die Frühphase der deutschen Romantik gilt: Sie arbeitet nicht stärker mit dem Begriff der Nation als beispielsweise Weimarer Klassik, Spätaufklärung und deutscher Idealismus (vgl. Schulz 1989 sowie Bär 2000). Unter Nationen verstehen die Autoren vor allem unterschiedliche Ausprägungen des einen und selben menschlichen Geistes; an ihrer Betrachtung ist ihnen hauptsächlich um seinetwillen gelegen. Auch und gerade in der Philologie geht es darum, anderes Denken kennenzulernen und das eigene dadurch zu bereichern: „Das Studium der Sprachen ist [...] der goldne Schlüssel, der uns die Geistesschätze fremder Nationen öffnet“ (A. W. Schlegel 1802/03, 478). Ebenso wie bei Wilhelm von Humboldt geht es hier vorrangig um die Frage, ob und wie in der Vielfalt der verschiedenen Sprachen und Denkart/Weltentwürfe so etwas wie Einheit gefunden oder hergestellt werden kann:

„Wenn immer die Einheit etwas höheres ist als die Trennung und Entgegensetzung, so ist es unstreitig eine von den dem menschlichen Geiste vorliegenden Aufgaben, daß alle verschiedenen Darstellungsarten desselben in verschiednen Idiomen sich in einander müssen auflösen lassen, und gleichsam ein grammatischer Kosmopolitismus gestiftet werden soll.“ (A. W. Schlegel 1803/04b, 337.)

Diese Leitidee des grammatischen Kosmopolitismus spielt insbesondere für das Konzept einer deutschen Philologie eine wichtige Rolle. Das Wort *deutsch* konnte in der Sprachreflexion und Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts extensional weit mehr umfassen als heute. Als *deutsch* konnten prinzipiell alle zum westgermanischen Sprachenverband zählenden Einzelsprachen bezeichnet werden.¹⁶ Die weitgefasste Bedeutung hat – womit man freilich heute aufgrund der unerfreulichen jüngeren Wissenschaftsgeschichte kaum rechnen zu dürfen meint – keine annexionistischen, sondern transzendierende (die eigene Nationalität überschreitende) Implikationen. Diese Paradoxie einer metanationalen Nationalität wird besonders gut in einem Seitenzweig der romantischen Philologie erkennbar: der Übersetzungsarbeit. Das Deutsche gilt den

¹⁵ Die Ausläufer der auf Montesquieu zurückgehenden Klimatheorie, nach der nationale Charakteristika durch Umwelteinflüsse des jeweiligen Lebensraums bedingt sind, lassen sich in den Reflexionen der Romantiker über den Zusammenhang von Sprache und Nation allenthalben erkennen.

¹⁶ So etwa in Jacob Grimms *Geschichte der deutschen Sprache* (1848), die aus heutiger Sicht lediglich die germanische Vorgeschichte des Deutschen thematisiert, aber auch noch das 1896/97 begründete *Deutsche Rechtswörterbuch*, zu dessen Quellen neben deutschen auch friesische, niederländische, altsächsische und angelsächsische Texte gehören.

Romantikern als eine Sprache, die sich in besonderer Weise zur Übersetzung eignet. Ihre sogenannte „Biegsamkeit“ wurzelt jedoch nicht in sprachlichen Strukturen, vielmehr in der „Bereitwilligkeit“ ihrer Sprecher, „sich in fremde Denkart zu versetzen und ihnen ganz hinzugeben“ (A. W. Schlegel 1802/03, 480). Als Ursache dieser Bereitwilligkeit wird eine geographisch-klimatische Mittelposition der Deutschen zwischen Nord und Süd ausgemacht. Sie bringt nach Meinung der Autoren mit sich, dass diese Nation keine einseitigen Nationaleigentümlichkeiten aufweist, sondern alle Züge ihrer Nachbarn in sich vereinigt; ihre Nationalität besteht darin, so Schlegel, „sich derselben willig entäußern zu können“ (A. W. Schlegel 1801/02, 195). Diese Universalität nun wirkt sich auf die Sprache aus, die dadurch „zur geschicktesten Dolmetscherin und Vermittlerin für alle übrigen wird“ (A. W. Schlegel 1802/03, 480).¹⁷

Die Stilisierung der Deutschen zur Übersetzernation ist keine Erfindung der Frühromantiker. Sie verarbeiten damit einen in der patriotisch orientierten Literaturreflexion des ganzen 17. und 18. Jahrhunderts verbreiteten Gedanken, der im Zusammenhang mit der allgemein anerkannten Meinung steht, Deutschland besitze keine mit anderen europäischen Nationen, etwa Italien, Spanien, Frankreich und England vergleichbare Nationalliteratur. Die Deutschen seien dafür, so der gängige Topos der Kompensation und Überbietung, die besten Übersetzer, und ihre Nationalliteratur sei daher sogar von allen die reichste: Sie umfasse Werke der ganzen europäischen Literatur. In der Frühromantik weitet sich dieser Universalitätsgedanke dann einerseits idealiter auf die gesamte Weltliteratur aus, andererseits kommt zum literarisch-ästhetischen der erkenntnistheoretisch-hermeneutische Aspekt – Bereicherung der eigenen Denkart durch das Kennenlernen anderer – hinzu.

Dabei tritt jedoch der traditionell im Vordergrund stehende patriotische Gedanke, der Wunsch, anderen Nationen überlegen zu werden, erkennbar zurück. Den Frühromantikern (zumindest solange sie solche sind) geht es nicht in erster Linie darum, als Deutsche den ersten Platz in Kultureuropa einzunehmen. Sie blenden diesen Aspekt zwar nicht aus¹⁸, interessieren sich aber vorrangig für anderes: dafür, in der Vielfalt der verschiedenen Sprachen und der mit ihnen verbundenen Weltansichten eine Einheit zu finden. Das Problem der Übersetzbarkeit ist eine der größten Herausforderungen für das romantische Synthesis-Programm, und das Studium der Sprachen (fremder sowohl wie der eigenen) und ihre souveräne Beherrschung steht folglich im Dienste der Vermittlung. Das Übersetzen ist „auf nichts geringeres angelegt, als die Vorzüge der verschiedensten Nationalitäten zu vereinigen, sich in alle hineinzudenken und hineinzufühlen, und so einen kosmopolitischen Mittelpunkt für den menschlichen Geist zu stiften“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 24; ebenso auch 1803/04b, 336; die bereits zitierte Parallelstelle mit der eingängigen Prägung *grammatischer Kosmopolitismus*, die interessanterweise Hapaxlegomenon bleibt, ebd. 337).

¹⁷ Der Vermittlungsgedanke findet sich übrigens auch bei Goethe und Schiller (vgl. Bär 1999b, 230 und Koch 2000, 30 f. [mit weiteren Literaturhinweisen]).

¹⁸ Ebensowenig wie beispielsweise Schiller (1801, 432): „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen.“

Hervorzuheben ist jedoch, dass damit keine Universalsprache oder Pasigraphie gefordert wird – nichts läge dem Aufklärungskritiker Schlegel ferner –, sondern eine ins Unendliche hin unabgeschlossene hermeneutische Aufgabe. Das bedeutet zugleich, dass es nicht darum geht, wahllos fremde Weltaspekte zu übernehmen und das eigene Sprechen und Denken so lange zu modifizieren, bis es nichts Eigenes mehr hat. Zwar ist in den Augen der Frühromantik „Universalität, Kosmopolitismus [...] die wahre Deutsche Eigenthümlichkeit“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 24), aber es ist, wie Novalis erläutert, „Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt“ (Brief an A. W. Schlegel, in: Samuel 1975, 237). Kosmopolitisch heißt nicht wurzellos: „Gränzenlose Bildsamkeit wäre Charakterlosigkeit“ (A. W. Schlegel 1798, 59).

Unschwer erkennt man hier die typisch frühromantische Art des Umgangs mit Differenzen: Sie werden im Doppelsinn des Wortes ‚aufgehoben‘. Das frühromantische Programm der Einheit in der Vielfalt beabsichtigt, die Unterschiede zu überwinden, ohne sie doch als solche zu beseitigen.¹⁹ Dementsprechend ist die romantische Philologie transnational, selbst dort, wo sie als Philologie einer Einzelsprache auftritt. Es handelt sich gewissermaßen um eine Philologie des Abendlandes, geprägt vom Gedanken des historischen Sprachvergleichs und der Verwandtschaft nahezu aller europäischen Sprachen. Damit genügt es nicht, sich lediglich mit einer einzigen Sprache und Literatur – welcher auch immer – zu befassen, sondern man muss ihrer möglichst viele studieren. Vor allem die deutsche Philologie soll keine beschränkt nationale Philologie sein. Ihr ist das Ethos der hermeneutischen Synthesis in besonderem Maße aufgegeben, wobei die Vorstellung von Deutschland als der mittleren und daher vermittelnden Nation eine wichtige Rolle spielt: „Wo es auf das höchste Interesse der menschlichen Natur, auf die Entwicklung der edelsten Kräfte ankommt, in der Kunst und Wissenschaft unter andern, dünkte ich, wäre es eine Deutscherer Gesinnung, gar nicht zu fragen, ob etwas Deutsch oder ausländisch, sondern ob es ächt, groß und gediegen sey, als sich zu ängstigen, ob nicht etwa durch liberale Anerkennung des Fremden dem Ruhm des Einheimischen Abbruch geschehe“ (A. W. Schlegel 1803/04a, 16).

6.4. Eine kosmopolitische Haltung, Liberalität gegenüber dem Fremden ist nicht das, woran man im Zusammenhang mit Romantik, insbesondere mit romantischer Sprachreflexion zuerst denkt. Eben sie steht aber am Anfang des romantischen Diskurses, und es ergäbe ein einseitiges Bild, wollte man dies aus Unkenntnis oder ideologiekritischer Einäugigkeit übersehen (vgl. Knobloch 2002, 226 f.). Freilich darf andererseits selbstverständlich nicht vergessen werden, dass seit etwa 1805, spätestens mit Beginn der napoleonischen Kriege in Deutschland, deutlich nationalistischere Tendenzen erkennbar werden, die sich bei einigen Autoren zu ausgeprägtem Nationalchauvinismus auswachsen:

¹⁹ Zum frühromantischen Synthesis-Konzept vgl. Bär 1999a, 34–42.

„[I]ch schäme mich nicht, den Glauben zu bekennen, daß das teutsche Volk in der Weltgeschichte mehr *bedeutet* hat und mehr bedeuten wird, als das französische. [...] Im Allgemeinen ist die Frage thörigt, welches Volk besser sey, der Engländer oder der Spanier, der Teutsche oder der Franzose, weil die Vergleichen gewöhnlich einen lächerlichen Streit der Eitelkeiten geben, so wie es thörigt ist, wenn ich frage: ist die Eiche besser als der Dornstrauch, das Veilchen als der Schierling, die Distel als der Rosenbusch? Aber wie? wenn es den Disteln einfele, sich mit den edlen Kindern des Rosenbusches vermählen zu wollen? sollte der Roschenbusch da seine Dornen nicht gebrauchen? Wie wenn wir der Rosenbusch wären, und die Franzosen die Disteln? Auf jeden Fall schadet uns das Vorurtheil nicht, wir seyen es; wir wehren uns desto baß der ungebührlichen Vermischung mit dem Ungleichen.“ (Arndt 1813, 16 f.)

Die gedanklichen Eskapaden Johann Gottlieb Fichtes, der in seiner vierten *Rede an die deutsche Nation* (1808) in Anlehnung an Topoi des 17. Jahrhunderts der französischen Sprache unterstellt, man könne in ihr nur lügen (vgl. Bär 2000, 217 ff.)²⁰, die Behauptung, zwischen Deutschland müsse nicht etwa nur Feindschaft bestehen, solange Napoleon sie regiere²¹, sondern Erbfeindschaft durchaus und für immer²², die fremdenfeindlichen, engstirnigen, zwischen Gewalttätigkeit und Kitsch oszillierenden sprachlichen Exzesse eines Friedrich Ludwig Jahn²³, die die Behauptung, die deutsche Nation sei im

²⁰ Vgl. beispielsweise auch Arndt (1818, 360): „[D]ie Sünde mit einem Halbschein von Tugend und Anmuth [zu] verzierer wird unserer Sprache gottlob tausendmal schwerer als es der französischen ist.“ Denn die deutsche Sprache ist „rauh und unmild, wie ihr Land, dem Lieblichen und Süßen spröde und widerstrebend; das anmuthige Spielen, das leichte Einherhüpfen in Tönen, die bloß als Töne ergötzen, ist ihr nicht eigen“ (Arndt 1805, 39 f.). Sie ist „für Menschen gemacht [...], die viel schweigen und, wann sie sprechen, schlecht und recht verständig sprechen sollen“; sie ist „einfältig, treu und unscheinbar“ und darf sich „nur in dem Höchsten und Tiefsten [...] erheben“ (ebd., 40).

²¹ In Kleists *Katechismus der Deutschen* heißt es auf die Frage „Wer sind deine Feinde, mein Sohn?“: „Napoleon, und solange er ihr Kaiser ist, die Franzosen“ (Kleist 1809, 391).

²² Vgl. Arndt (1813, 15): „Die Franzosen sind unsere mächtigsten und gefährlichsten Nachbarn, und sie werden es bleiben, auch wenn die Hand des Verhängnisses den Giganten Napoleon und alle seine stolzen Entwürfe hingestreckt hat: sie können nie aufhören, unruhig, eitel, herrschsüchtig, und treulos zu seyn. Gottlob, die Zeit ist erschienen, wo der Widerwille, den das brave teutsche Volk immer noch gegen die Wälschen und ihre Sitten empfunden hat, zu einem brennenden Haß werden kann, wo er in die Seelen der Kinder so eingepflanzt werden kann, daß er aus teutschen Brüsten künftig nicht mehr auszurotten ist; die Zeit ist erschienen, wo die allmächtige Meinung der Menschen der französischen Aefferei und Ziererei, und aller der eitlen Nichtigkeit, wodurch die sogenannten gebildeten Teutschen entteuscht waren, das Todesurtheil spricht, wo das ehrliche Teutsche oben schwimmen wird und nicht das lügnerische Wälsche.“

²³ „Ohne Sprache giebt es kein Festhalten der Begriffe, kein Bestimmen derselben zum Urtheil, kein Aneinanderreihen von diesen zu Schlüssen.“ (Jahn 1810, 184) – „Sollen in früher Jugend zwei oder mehrere Sprachen zugleich ihre Wirksamkeit äußern, so müssen sie sich mit den Vorstellungen kreuzen, den Gedankenzusammenhang stören, den ganzen Menschen verwirren.“ (Ebd., 185.) – „In der Muttersprache widerhallen alle Hochgefühle, des Herzens ausgeschollene Klänge, vom ersten Wiegenlaut bis zur Liebe wundersüßem Wonnekosen.“ (Ebd., 186) „Unsere Affenliebe für fremde Sprachen hat lange schon Windbeutel, Aufblase-frösche und Landläufer wichtig gemacht, in den fremden Sprachlehrern gefährliche Kundschafter ins Land gezogen, durch die Immerzüngler und Näseler unser biederherziges Volk verdorben, unsere sinnigen Weiber verpuppt. Fremde Sprachen

Gegensatz zur französischen per se unpolitisch und nicht für die Demokratie bestimmt, die sich beispielsweise bei Friedrich de la Motte Fouqué und noch in Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918) findet (Bär 2000, 223 f.) – all dies muss hier mit Blick auf die ideologischen Entwicklungen des späteren 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Erwähnung finden, in denen die hier bereits greifbare gedankliche Perversion auf die Spitze getrieben wurde.

Erwähnung finden muss auch, dass der ‚grammatische Kosmopolitismus‘ der frühen Romantik in Wahrheit doch eher ein ‚Europolitismus‘ gewesen ist. Der Ansatz eines Wilhelm von Humboldt, der die vergleichende Sprachwissenschaft vom Anspruch her auf alle Sprachen der Welt bezogen sehen wollte und die prinzipielle Gleichwertigkeit aller Sprachen postulierte, erscheint unter seinen Zeitgenossen einigermaßen singulär; beide Brüder Schlegel können sich in ihren Ansichten zur vergleichenden Sprachwissenschaft von dem Gedanken nicht freimachen, dass die flektierenden Sprachen den flexionslosen deutlich überlegen seien (vgl. unten, 6.5).

Der nationalistischen Reduktion ist in späteren Jahren jedoch selbst Humboldts Sprachauffassung nicht entgangen. Seine Theorie von der nationalspezifischen ‚Weltansicht‘, die in jeder Sprache sich manifestiert (so dass der Mensch, um *seine* ‚Weltansicht‘ zu erweitern, zum Erlernen anderer Sprachen aufgefordert ist)²⁴, wird nicht allein

sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift.“ (Ebd., 187.)

²⁴ „Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivitaet beigemischt ist, so kann man schon unabhängig von der Sprache jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich, der Seele gegenüber, auch wieder selbst zum Object macht, und eine neue, vom Subject sich absondernde Eigenthümlichkeit hinzubringt, so dass nunmehr in dem Begriffe ein Dreifaches liegt, der Eindruck des Gegenstandes, die Art der Aufnahme desselben im Subject, die Wirkung des Worts, als Sprachlaut. In dieser letzten herrscht in derselben Sprache nothwendig eine durchgehende Analogie, und da nun auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivitaet einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. [...] Weltansicht [...] ist die Sprache nicht bloss, weil sie, da jeder Begriff soll durch sie erfasst werden können, dem Umfange der Welt gleichkommen muss, sondern auch deswegen, weil erst die Verwandlung, die sie mit den Gegenständen vornimmt, den Geist zur Einsicht des von dem Begriff der Welt unzertrennlichen Zusammenhanges fähig macht. Denn erst indem sie den Eindruck der Wirklichkeit auf die Sinne und die Empfindung in das, als Organ des Denkens eigen vorbereitete Gebiet der articulirten Töne hinüberführt, wird die Verknüpfung der Gegenstände mit den klaren und reinen Ideen möglich, in welchen der Weltzusammenhang ans Licht tritt. Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängt, sogar ausschliesslich so. Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren Sprache hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht seyn, da jede das ganze Gewebe der Begriffe und der Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Da man aber in eine fremde Sprache immer mehr oder weniger seine eigne Welt- ja seine

bereits von einigen seiner Zeitgenossen all ihrer Urbanität beraubt (vgl. Anm. 23), sondern wird auch in intellektuell verflachter, dafür ideologisch passgenauer Form von der Sprachwissenschaft des späteren 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts übernommen (vgl. z. B. Ivo 1994). Die sprachidealistische Weltbild-Theorie, für die im 20. Jahrhundert Namen wie Leo Weisgerber oder Fritz Stroh stehen, geht davon aus, dass der Mensch in die Denk- und (wichtiger noch) Wertegemeinschaft seines ‚Sprachvolks‘ hineinwachse, deren Ansprüchen er sich nicht entziehen könne. Er muss denken, fühlen und wollen wie das Kollektiv; individuelle Eigenständigkeit tritt demgegenüber, anders als bei Humboldt, in den Hintergrund und erscheint sogar implizit als unnatürlich bzw. unmoralisch:

„Menschliches Wertwissen und auch bis zu einem gewissen Grade die Äußerungsformen des Empfindens und Fühlens, die gefühlhaltigen Stimmungen, sind an die Sprache der Gemeinschaft gebunden, sind gruppenüblich und nicht nur einzelpersönlich bedingt. Die Erfahrungsordnungen der Sprachen sind die zwangsläufig gegebenen Voraussetzungen menschlichen Denkens und Wertens und bestimmen als solche die Besonderheit der Bewegungsweise des Geistes und der Seele der Sprachvölker. Wert zeugt Wollen: die in die Sprachbegriffe, die Worte gebundenen Wertladungen sind Träger von Handlungsintentionen, die milliardenhafte gleichgerichtete Wirkungen auslösen und Handlungen fordern. Der wertgeladene Wortbegriff ist selbst Wille, der Wille und Kraft gebiert und von einem auf viele überträgt. In diesem Sinne ist das Wort aus Handlung geborene und Handlung zeugende Kraft. Die Gemeinschaftssprache bestimmt den Wesenswillen der Gruppe. Da die Muttersprache zu einer bestimmten Weise des Wertens hinführt, ist offenbar auch die sittliche Bildung des Menschen, sind die Entscheidungen des Gewissens in hohem Maße durch die Wertungsgewohnheiten seiner Muttersprache bedingt, sind Sitte und Brauch aus Sprache geboren und ihre Wertordnungen sprachbezogen [...]“ (Stroh 1933, 48) – „Offenbar ist [...] das geistige Weltbild sowie das Wertwissen des Einzelnen stärker durch seine Muttersprache bestimmt als durch seine Eigenpersönlichkeit. Im Geistig-Seelischen ist der nachgeburtliche Einfluß der Muttersprache in hohem Grade bestimmend. Der Bewegungsraum des einzelpersönlichen Werturteils steckt zwar innerhalb einer allgemeinen Breite [...]. *Doch empfängt der Einzelne seine Erkenntnis- und Wertungsformen überhaupt mit der Muttersprache als fertige Ordnungen und geprägte Erfahrungen seiner Gruppe.* Er holt aus ihr bereits vorhandene, von der Gruppe hineingelegte und überlieferte Wertgehalte heraus. Sein Menschentum beginnt erst mit seiner Sprache, seine Persönlichkeit mit seiner besonderen Muttersprache. Mit der Spracherlernung übernimmt der Mensch [...] das Weltbild, das in den Begriffen und Denkformen seiner Muttersprache niedergelegt ist. Damit gelangt er unbewußt in den Besitz der Erfahrungen, die von unzähligen Geschlechtern in diese Sprache niedergelegt wurden. So verläuft sein Denken von Kindheit an ausschließlich in den Formen und Inhalten seiner Muttersprache. Mit der Spracherlernung übernimmt der Mensch aber auch zugleich ebenso unmerklich und unbewußt die Wertungsgewohnheiten seiner Muttersprache, wird durch sie in die Wertwelt der Gemeinschaft ‚hineingeformt‘, ‚hineingenormt‘ [...]. [...] Seiner Sprache nach ist der Einzelne Glied im Ganzen der Volkssprache und in diese hineingebunden. Ihr gegenüber ist er wesentlich nur Geschöpf und immer nur in sehr geringem Maße Schöpfer. Die Einwirkung der Gemeinschaft auf ihn bei der Bildung seines geistigen Weltgefüges und seiner Wertordnungen ist außerordentlich viel stärker als umgekehrt die

eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nie rein und vollständig empfunden.“ (Humboldt 1827/29, 179 f.)

Einwirkung des Einzelnen auf die Gemeinschaft. Diese Leistung der Gemeinschaftssprache bei der Bildung der geistig-seelischen Persönlichkeit des Einzelnen ist aber auch von entscheidender Bedeutung als die Leistung, die der Einzelne unmittelbar von sich aus hierbei vollbringt. Daher läßt sich der Begriff der Muttersprache auch nur durch das Verhältnis von Sprache und Gemeinschaft, von Sprache und Volk bestimmen und nicht nur individualsprachlich, das heißt, durch die Betrachtung lediglich der Einzelpersonlichkeit und ihres Sprachbesitzes.“ (Ebd., 50 f.)

6.5. Noch in anderer Hinsicht gibt es Unterschiede zwischen der frühen Romantik um 1800 und der späteren. Ab etwa dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verlagert sich das romantische Interesse an philologischer Beschäftigung mit Sprache immer deutlicher vom Praktisch-Poetischen hin zum Historisch-Empirischen. Gleichwohl bleibt der ästhetische Grundansatz erhalten. Er zeigt sich exemplarisch in A. W. Schlegels bekannter und bis heute in der Sprachtypologie gebräuchlicher Unterscheidung zwischen synthetischem und analytischem Sprachbau, die er von Adam Smith übernommen und erstmals in dem französisch geschriebenen Aufsatz *Observations sur la Langue et la Littérature Provençales* (1818) vorgetragen hat. Die Sprachen der Welt lassen sich demnach in drei Klassen einteilen: „les langues sans aucune structure grammaticale, les langues qui emploient des affixes, et les langues à inflexions“ (A. W. Schlegel 1818, 58 f.). Erstere weisen keine Deklination, Konjugation oder Derivation auf; ihre Syntax besteht lediglich aus einer Aneinanderreihung unveränderlicher Einzelwörter („toute la syntaxe consiste à placer les éléments inflexibles du langage les uns à côté des autres“; ebd., 159). Die affigierenden Sprachen zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen selbständig bedeutungstragende lexikalische Einheiten („pris isolément, ils renferment encore un sens complet“) die Funktion übernehmen können, Nebenbegriffe und Beziehungen zum Ausdruck zu bringen („exprimer les idées accessoires et les rapports“), indem sie an andere Wörter angehängt werden („en s’attachant à d’autres mots“), die sie inhaltlich modifizieren (ebd.). Die flektierenden Sprachen schließlich verwenden Silben, die für sich genommen durchaus keine Bedeutung haben („syllabes qui, considérées séparément, n’ont point de signification“), die aber den Sinn der Wurzelsilbe, an die sie angefügt werden, modifizieren und jeweils genau bestimmen („qui déterminent avec précision le sens du mot auquel elles sont jointes“); dadurch kann mit einem einzigen Wort ein – oftmals schon sehr komplexer – Hauptbegriff („idée principale“) mit seinem gesamten Gefolge („cortège“) von Nebenbegriffen („idées accessoires“) und veränderlichen Beziehungen („relations variables“) zum Ausdruck gebracht werden (ebd., 160).

Die flektierenden Sprachen nun unterteilen sich in zwei Gattungen („se subdivisent en deux genres“), nämlich die synthetischen und die analytischen Sprachen (ebd.). Die analytischen sind diejenigen, die zur Flexion Artikel, Pronomina, Hilfsverben, Adverbien usw. verwenden, d. h. die verschiedenen grammatischen Funktionen getrennt voneinander zum Ausdruck bringen, wohingegen die synthetischen diese Aspekte in einem und demselben Wort vereinigen.

Im Unterschied zu den affigierenden Sprachen, die von alters her für sich selbst bestehen können – als Beispiele werden Eingeborensprachen Amerikas und das Baskische genannt (ebd., 213 f.) –, sind die analytischen Sprachen laut Schlegel jünger: moderne Schöpfungen („de création moderne“), wie er sagt; sie entstammen der Auflösung synthetischer Sprachen („sont nées de la décomposition des langues synthétiques“; ebd., 161). Standardbeispiel sind für ihn im Kontext seiner Untersuchung über das Provenzalische natürlich die romanischen Sprachen.

Interessant ist die Motivation der Termini *synthetisch* und *analytisch* sowie ihre Korrespondenz mit dem Terminus-Paar *antik/modern*. Es geht Schlegel weniger um ausdrucksseitige Einheiten, also Morpheme, die in einem Wort zusammengesetzt (synthetisiert) werden, bzw. Lexeme, in die ein grammatischer Komplex aufgespalten (analytisiert) ist; vielmehr geht es ihm um das dahinterstehende Denken. Die synthetischen Sprachen vereinigen verschiedene gedankliche Aspekte in einem Wort, während die analytischen sie auf verschiedene Wörter verteilen.

Diese Unterscheidung ist konzeptionshistorisch keineswegs neu. In der Tat ist sie nichts weiter als eine Anknüpfung an die Wortstellungsdiskussion des 18. Jahrhunderts, die, ausgehend von der Theorie der Port-Royal-Grammatiker vom *ordre naturel*, hauptsächlich in Frankreich, aber auch in Deutschland – beispielsweise in J. G. Hamanns *Vermischten Anmerkungen über die Wortfügung in der französischen Sprache* (1762) – geführt wurde. Monreal-Wickert (1977, 58–73) hat den Zusammenhang der Schlegel'schen Klassifikation mit Theoremen des französischen Enzyklopädisten Nicolas Beauzée plausibel gemacht. Dieser hatte in seinen *Encyclopédie*-Artikeln die Ansicht vertreten, dass diejenige Sprache die natürlichste (und damit auch die verständlichste) sei, die sich in ihrer Satzstellung nach der natürlichen Ordnung der Gedanken richtet. Insofern sie der „analyse de la pensée“ folgt, heißt diese Ordnung auch „ordre analytique“ (Beauzée, *Encyclopédie* IX, 257b, s. v. *Langue*; vgl. Monreal-Wickert 1977, 99, mit weiteren Literaturhinweisen).

Solche Vorstellungen nun greift Schlegel mit seiner Unterscheidung der analytischen und synthetischen Sprachen auf – allerdings mit einer inhaltlichen Neufassung des Wortes *analytique*²⁵ und mit umgekehrten Vorzeichen, was die Bewertung angeht. Für ihn ist es nicht, wie für Beauzée, eine abzulehnende Verkehrung der Natur, wenn die Wortstellung die Abfolge der Gedanken nicht eins zu eins wiedergibt, sondern vielmehr eine begrüßenswerte Freiheit. Derjenigen Sprache, die eine solche freie Wortstellung erlaubt, indem sie mehrere Vorstellungen in einem und demselben Wort zusammenzieht

²⁵ Beauzée unterscheidet eine bessere und eine schlechtere Möglichkeit, einen gedanklichen Inhalt mit syntaktischen Mitteln sprachlich zu fassen und zum Ausdruck zu bringen; er versteht *analytique* im Sinne von ›im Satzbau die gegliederte Abfolge der Gedanken eins zu eins abbildend‹. Schlegel hingegen unterscheidet zwei grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten, einen komplexen Gedanken auszudrücken (eine mit morphologischen und eine mit syntaktischen Mitteln); bei ihm bedeutet *analytique*: ›eine gedankliche Gegliedertheit dadurch absolut setzend, dass die verschiedenen Aspekte jeweils in einer eigenständigen ausdrucksseitigen Einheit gefasst werden‹.

und dabei mit morphologischen Mitteln (eben den Flexionssilben) gleichwohl die Bedürfnisse der Logik befriedigt, bewertet Schlegel daher eindeutig höher. Er preist die große Freiheit („grande liberté“; A. W. Schlegel 1818, 167), die den klassisch-antiken Sprachen in der Anordnung der Wörter („dans l’arrangement des mots“) eignete, als glänzenden Vorzug („brillant avantage“).

Die Unterscheidung von synthetischen und analytischen Sprachen ist in der Sprachtypologie bis heute präsent. Allerdings wird sie (wiewohl fast stets mit Hinweis auf A. W. Schlegel) meist ohne Kenntnis der theoretischen Zusammenhänge bemüht, in denen sie ursprünglich entworfen wurde. Es handelt sich dabei um Zusammenhänge, welche die genannte Unterscheidung mit heutigen Auffassungen von Sprachwissenschaft kaum kompatibel erscheinen lassen: um das bereits erläuterte Ideologem der Re-poetisierung der Sprache. Dass der Autor die allgemein philosophischen Bezüge, in deren Rahmen er seine frühromantische Sprachtheorie entworfen hatte, bei seinen späteren, mehr empirisch geprägten philologischen Arbeiten nicht aus den Augen verloren hat, macht er selbst deutlich. So weist er eigens darauf hin, dass die Sprachgeschichte identisch sei mit der Geschichte des menschlichen Geistes („que l’histoire des langues est celle de l’esprit humain“; A. W. Schlegel 1818, 161). Die geistesgeschichtliche Entwicklung von der ursprünglich-poetischen Synthesis, dem harmonischen Zusammenwirken der menschlichen Gemütskräfte, hin zur Vorherrschaft der Ratio und der damit verbundenen analytischen Denkweise sieht Schlegel in der Abfolge der Epochen der klassischen Antike und der seit dem Mittelalter angesetzten Moderne realisiert, die er nun auch als sprachhistorische Epochen deutlich akzentuiert: „Les grandes synthèses créatrices sont dues à la plus haute antiquité: l’analyse perfectionnée était réservée aux temps modernes“ (ebd., 169).

In den synthetischen Sprachen manifestiert sich nach seiner Auffassung eine gleichzeitige Tätigkeit, ein unmittelbarer Antrieb aller Seelenkräfte („il s’y manifesta une action [...] simultanée, une impulsion [...] immédiate de toutes les facultés de l’âme“; ebd.). Dem entspricht die auf innerer, gleichsam organischer Einheit gründende „grande liberté“ der synthetischen Sprachen in der Wortstellung, die es dem Dichter erlauben, mit immer neuem Reiz auf die „imagination“ und die „sensibilité“ seiner Leser bzw. Hörer zu wirken, indem er die Sätze ins Unendliche hin abwandelt und die Wörter mit erlesenem Geschmack ineinanderflieht („en variant les phrases à l’infini, en entrelaçant les mots avec un gout exquis“; ebd., 167), ohne allerdings die Bedürfnisse des Verstandes zu vernachlässigen: „La logique était satisfaite, la clarté assurée par des inflexions sonores et accentées“ (ebd.).²⁶

²⁶ Eine inhaltlich und auch in den (dort deutschen) Formulierungen weitgehend parallele Stelle findet sich bereits in den Berliner Enzyklopädie-Vorlesungen: Wünschenswert für die Poesie ist demnach eine möglichst große Freiheit der Wortfolge nach dem Vorbild des Lateinischen und Griechischen, wo es „der Deutlichkeit keinen Abbruch thut“, wenn man „das zusammen Gehörige auch ziemlich weit trennt“ (A. W. Schlegel 1803/04b, 325). Diese Freiheit erlaubt es dem Dichter, „für das Gefühl und die Fantasie [...] noch so manches auszudrücken, was nicht in den bloßen Begriffen liegt“

Die modernen oder analytischen Sprachen können demgegenüber nicht mehr (zumindest nicht mehr in gleicher Weise wie die synthetischen) als organische Kunstwerke verstanden werden²⁷, sondern sind „der Logik strenge unterworfen“ (A. W. Schlegel 1818/19, 64) bzw. „sévèrement assujetties à la marche logique“ (ders. 1818, 168). In ihnen herrscht der Verstand vor („préside le raisonnement“), der gesondert von den anderen Vermögen („à part des autres facultés“) arbeitet und infolge dessen („se rendant [...] mieux compte de ses propres opérations“) seine spezifischen Ziele besser verfolgen kann (ebd., 169).

Was die Forderung nach Repoetisierung selbst betrifft, so erhebt Schlegel sie in den *Observations* ohne Zweifel weit weniger explizit als er könnte. Immerhin weist er aber deutlich darauf hin, dass er den alten, also den synthetischen Sprachen gegenüber den modernen, den analytischen den Vorzug gibt: „Je l’avoue, les langues anciennes, sous la plupart des rapports, me paraissent bien supérieures“ (ebd., 167). Zudem konstatiert er – ganz in Übereinstimmung mit früher geäußerten Ansichten (vgl. Bär 1999a, 253–255; Bär 2000, 214–216) –, dass nicht nur die Entwicklung des menschlichen Geistes Einfluss auf die Entwicklung der Sprache, sondern auch die Entwicklung der Sprache Einfluss auf die Entwicklung des menschlichen Geistes habe: „Le meilleur éloge qu’on puisse faire des langues modernes, c’est qu’elles sont parfaitement adaptées aux besoins

(ebd.), indem er, wie durch Tropik, Reim und Wortbildung, so auch im Satzbau Verknüpfungen herstellt und Auseinanderliegendes aufeinander bezieht: „In der Poesie liegt eben in der Verschlingung eine große Schönheit, indem dadurch ein ganzes Bild aufs innigste vereinigt und gleichsam zu einem einzigen großen Worte gemacht wird“ (ebd.). – Ebenfalls parallel die Bonner Vorlesungen über Geschichte der deutschen Sprache und Poesie: „Die synthetischen Sprachen leisten den Forderungen logischer Bestimmtheit und Deutlichkeit schon durch die Flexionen Genüge, und können in der freieren Wortstellung die Einbildungskraft und das Gefühl ganz anders in Anspruch nehmen“ (A. W. Schlegel 1818/19, 64).

²⁷ Immerhin bezeichnet A. W. Schlegel (1818, 159) die flektierenden Sprachen insgesamt, also auch die analytischen Sprachen als „une espèce d’organisme“, weil er in ihnen ein lebendiges Prinzip der Entwicklung und Vermehrung erkennt, das ein reiches und fruchtbares Wachstum zur Folge hat („parce qu’elles renferment un principe vital de développement et d’accroissement, et qu’elles ont seules, si je puis m’exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde“; ebd.). Im Hintergrund steht hier Friedrich Schlegels Unterscheidung von „organischen“ und „mechanischen“ Sprachen, auf die sich sein Bruder ausdrücklich bezieht (A. W. Schlegel 1818/19, 25), und in der bereits alle wesentlichen Topoi präformiert sind. Eine „organische“ Sprache wird „durch Flexionen oder innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramifiziert, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt [...], wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt“ (F. Schlegel 1808, 149; vgl. auch Bär 1999a, 212 f.). – Obgleich nun die analytischen Sprachen für A. W. Schlegel zu den organischen zählen, schreibt er den synthetischen Sprachen die größere Natürlichkeit zu: Er führt an dass taubstumme Kinder, die den Gebrauch von Zeichen der logischen Ordnung gemäß gelernt hatten, sich selbst überlassen diese in anderer Weise, nämlich mit kühnen Inversionen anordneten („ils font les inversions les plus hardies“), die dem lateinischen Satzbau ähnelten (A. W. Schlegel 1818, 168). Die Inversionen, so Schlegels Konklusion, sind also nicht lediglich rhetorischer Zierrat („ornements de rhétorique“), sondern der ursprünglichen Natur des menschlichen Geistes gemäß.

actuels de l'esprit humain, dont elles ont, sans aucun doute, modifié la direction.“ (A. W. Schlegel 1818, 167). Zieht man nun in Erwägung, dass die Modifikation der synthetischen Sprachen in Richtung auf analytische Strukturen aus Schlegels Sicht in der Hauptsache ein Sprachwandel aufgrund mangelnder Sprachbeherrschung war²⁸, und dass er zudem die synthetischen Strukturen als dem menschlichen Geiste angemessener betrachtet (vgl. Anm. 26), so kann kein Zweifel daran bestehen, dass die „aktuellen Bedürfnisse“ des menschlichen Geistes aus Sicht des Autors nicht den Gipfelpunkt von dessen Entwicklung darstellen, sondern allenfalls eine Durchgangsstation, und auch die Implikation der Sätze, mit denen er die *Observations* beschließt (A. W. Schlegel 1818, 209), kann kaum missverstanden werden: In einer Epoche, in der alle Geister auf neue Ideen ausgerichtet seien („où tous les esprits sont tournés vers des nouvelles idées“), sei es vielleicht besonders nützlich („particulièrement utile“), die Erinnerung an eine schon weit zurückliegende Vergangenheit wiederzubeleben („réveiller le souvenir d'un passé déjà éloigné“). Das sicherste Mittel, keinen Nutzen aus der Geschichte zu ziehen, sei, ihr feindselig gegenüberzutreten („porter un esprit d'hostilité“). Wenn man seine Vorfahren verachte, solle man sich in acht nehmen, dass es einem die Nachwelt nicht heimzahle („Si nous dédaignons nos ancêtres, prenons garde que la postérité ne nous le rende“).

6.6. A. W. Schlegels Sprachtypologie ebenso wie sein Repoetisierungsprogramm ist vor dem Hintergrund der allgemeinen frühromantischen Kulturgeschichtstheorie zu sehen: der hauptsächlich von Friedrich Schlegel entwickelten Unterteilung der Kulturgeschichte in zwei Epochen, nämlich eine *antike* oder *klassische* und eine (vom Mittelalter an datierte) *moderne* oder *romantische*; eine noch nicht angebrochene dritte Epoche, als deren Verkündiger sich die Frühromantiker verstehen, ist als die zu vollziehende Verschmelzung (Synthese) von Antike und Moderne gedacht (vgl. Bär 1999a, 34–42; ebd., 285–289).

Die Philologie (verstanden im alten Sinne als Einheit von Sprach- und Literaturwissenschaft) spielt im Rahmen dieses teleologischen Geschichtsbildes die wesentliche, nämlich die Vermittlerrolle. Die Frühromantiker schreiben ihr, wie bereits erläutert, hinsichtlich der Sprache poetische, bildnerische Funktion zu und sehen damit in ihr zugleich

²⁸ Der Übergang vom synthetischen zum analytischen Bau erfolgt dann, wenn eine Sprache nicht durch eine die Grundlage der nationalen Bildungstradition darstellende Literatur fixiert ist (A. W. Schlegel 1818, 161 f.; ders. 1818/19, 25 u. 66); bei den romanischen Sprachen und beim Englischen kommt zusätzlich die durch Eroberung und Fremdherrschaft bedingte Sprachmischung hinzu. Aufgrund der Themenstellung seines Aufsatzes von 1818 widmet sich der Autor besonders den romanischen Sprachen; hier konstatiert er eine allgemeine Unfähigkeit der barbarischen Eroberer der Völkerwanderungszeit, das in den weströmischen Provinzen gesprochene Latein korrekt zu erlernen; „surtout ils ne savaient pas manier ces inflexions savantes, sur lesquelles repose toute la construction latine“ (ebd., 166). Die eingessene Bevölkerung habe dann, dadurch dass sie ihre Sprache schlecht gesprochen hörte, ihrerseits die Regeln vergessen und die Redeweise ihrer neuen Herren nachgeahmt (ebd.).

ein Mittel für die „Ausbildung des Menschen als Menschen“ (F. Schlegel 1805/06, 186). Denn die Sprache ist eben, wie bereits ausgeführt, nichts anderes als „das große, nie vollendete Gedicht, worinn die menschliche Natur sich selbst darstellt“ (A. W. Schlegel 1795, 84), und die intime Kenntnis der Grammatik ebenso wie der Literatur ist „ein unerläßliches Erforderniß für jeden, der eine höhere Bildung sich zum Ziele [...] gesetzt hat“ (F. Schlegel 1805/06, 186).

Die philologische Beschäftigung mit der Antike ist die Beschäftigung mit einem Vorbild, dem das Eigene, das Moderne nachzugestalten ist: „Klassisch zu leben, und das Altertum praktisch in sich zu realisieren, ist der Gipfel und das Ziel der Philologie“ (F. Schlegel 1798a, 38). Man solle, „um die moderne[n] Sprach[en] antik zu bilden, sich selbst das Klassische *praktisch* zueignen in Saft und Blut, und die größere Verbreitung desselben befördern“, d. h. die antiken Texte nicht nur studieren, sondern auch übersetzen (F. Schlegel 1797b, 67); diese Tätigkeit gehört „ganz zur $\varphi\lambda$ [Philologie]“ und ist eine „durchaus $\varphi\lambda$ [philologische] Kunst“ (ebd., 64).

Freilich geht es nicht um eine bloße Wiederbelebung der Antike, sondern um die Möglichkeit, über unterschiedliche Manifestationen und Ausdrucksweisen des menschlichen Geistes zu verfügen und sich ihrer gleichsam wie verschiedener Register bedienen zu können: „Ein recht freyer und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit, und in jedem Grade“ (F. Schlegel 1797a, 147).²⁹ Entsprechendes gilt für die Übersetzung als Bestandteil der Philologie: „Um aus den Alten ins Moderne vollkommen übersetzen zu können, müßte der Übersetzer desselben so mächtig seyn, daß er allenfalls alles Moderne machen könnte; zugleich aber das Antike so verstehn, daß ers nicht bloß nachmachen, sondern allenfalls wiederschaffen könnte“ (F. Schlegel 1798a, 121).

²⁹ Ernst Behler hat gezeigt, dass die von Friedrich Schlegel angestrebte Restitution der Antike keineswegs eine Abwendung von der Moderne beinhaltet, und auch bereits auf Friedrichs Bedeutung für seinen Bruder hingewiesen: „Im Unterschied zu Schillers Idee eines unendlichen Fortschreitens auf das Ideal hin bleibt bei Schlegel die Antike als Vorbild präsent im Sinne der ‚ewig anwesenden Schönheit‘ [...]. Antike und Moderne treten damit in einen dialektischen Spannungsbezug, den es in der französischen, englischen und bisherigen deutschen Behandlung des *querelle*-Themas nicht gegeben hatte. Die Moderne scheidet sich hier nicht von der klassischen Antike ab, sondern setzt sich – in Fichtescher Terminologie – in die lebendigste ‚Wechselwirkung‘ mit ihr. Schlechte Modernität, so könnte man es formulieren, besteht im bloßen Abscheiden, im bloßen Fortschreiten, in der ständigen Steigerung des Interessanten und Pikanten. Genuine Modernität befindet sich in einem ebenbürtigen Verhältnis zur Klassik und manifestiert sich in einem Wettstreit mit ihr. Das wahre Griechenland rückt vom Anfang der europäischen Literaturgeschichte an deren unerreichbares Ende. Paradox ausgedrückt ließe sich sagen [...], daß Schlegel nicht auf einer Seite der *querelle des anciens et des modernes* focht, sondern auf beiden. August Wilhelm Schlegel folgte diesen geschichtsphilosophischen Ansichten seines Bruders“ (Behler 1986, 169).

Aufgabe des Philologen ist also die produktive Vermittlung der Antike und der Moderne bzw. (da es hier weniger um zwei Zeitabschnitte als um zwei einander entgegengesetzte kognitive Prinzipien geht) dessen, wofür die beiden Epochen stehen: Einheitlichkeit und Divergenz. Die moderne Poesie lässt den Leser unbefriedigt. „*Befriedigung* findet sich nur in dem vollständigen Genuß, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelös't wird; wo alle Sehnsucht schweigt. Dies ist es, was der Poesie unsres Zeitalters fehlt!“ (F. Schlegel 1795/97, 217). Sie kann zwar mit einer „Fülle einzelner trefflicher Schönheiten“ aufwarten, aber es fehlen ihr „*Übereinstimmung* und *Vollendung*“ sowie „die Ruhe und Befriedigung, welche nur aus diesen entspringen können“, kurz: „eine *vollständige Schönheit*, die *ganz* und *beharrlich* wäre“ (ebd.).

Die Unabgeschlossenheit und Unvollkommenheit der modernen Poesie ist nicht unabhängig vom modernen Publikum zu sehen. Dieses, „auch das feinere“, ist „völlig gleichgültig gegen alle Form, und nur voll unersättlichen Durstes nach *Stoff*“ und verlangt vom literarischen Werk keine „*Übereinstimmung* der einzelnen Wirkungen zu einem vollendeten Ganzen“, sondern lediglich „*interessante Individualität*“ (ebd., 222). Spezifika der modernen Poesie sind ein „Mangel der Allgemeingültigkeit“ der ihr zugrundeliegenden ästhetischen Gesetze, daraus resultierend eine „Herrschaft des Manierierten, Charakteristischen und Individuellen“ sowie eine „durchgängige Richtung [...] aufs Interessante“ (ebd., 252), d. h. auf „subjektive ästhetische Kraft“ (F. Schlegel 1797c, 208).

Derartige Aussagen sind allerdings nicht als Abwertung der modernen Poesie aufzufassen. Die Aufforderung des Autors, den Aufsatz *Über das Studium der griechischen Poesie* nicht als sein „Endurteil über die moderne Poesie [zu] mißdeuten“ (ebd., 207), ist keine nachgereichte, als Schadensbegrenzung gedachte *captatio benevolentiae*, die Friedrich Schlegel für nötig gehalten hätte, nachdem er kurz vor Drucklegung des Studiumsaufsatzes Schillers Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* mit ihrem Postulat einer Gleichwertigkeit beider Dichtarten zu lesen bekommen hatte. Zwar leugnet er selbst nicht, dass Schiller ihm „wirklich Aufschlüsse gegeben“ habe (Brief an A. W. Schlegel, in: Behler 1987b, 271), aber er bezieht diese Aussage auf konkrete Aspekte des Verhältnisses von antiker und moderner Poesie, nicht darauf, dass Schiller ihm die moderne Poesie erst nahegebracht habe.

Tatsächlich enthält der Studiumsaufsatz, der vor Schlegels Schiller-Lektüre abgeschlossen war und vor der Drucklegung nicht mehr verändert wurde, bereits den Ansatz zu seiner positiven Bewertung der modernen Poesie, die er einige Zeit später die *romantische* nennt und bekanntlich als eine unendlich perfektible, ständig im Werden begriffene *progressive Universalpoesie* (F. Schlegel 1798a, 28) fasst: „Die erhabne Bestimmung der modernen Poesie ist [...] nichts geringeres als das höchste Ziel jeder möglichen Poesie, das Größte was von der Kunst gefordert werden, und wonach sie streben“, was aber als das „unbedingt *Höchste*“ zugleich „nie ganz erreicht werden“ kann (F. Schlegel 1795/97, 255).

Diese „erhabne Bestimmung“ hängt eng mit der Charakterisierung der modernen Poesie als *interessant* zusammen. Interessant, der Aufmerksamkeit und des Nachstrebens wert, ist nach Schlegels Auffassung „jedes originelle Individuum, welches ein größeres Quantum von intellektuellem Gehalt oder ästhetischer Energie enthält [...] als das empfangende Individuum bereits besitzt“ (ebd., 252 f.), das also als Vorbild für eine partielle Vervollkommnung dieses empfangenden Individuums, des Rezipienten dienen kann. Partiiell deshalb, weil der Mensch eben *unendlich* perfektibel ist, seine Vervollkommnung daher immer noch vergrößert werden kann und nie völlig zum Ziel gelangt: „Da alle Größen ins Unendliche vermehrt werden können, so ist klar, warum auf diesem Wege nie eine vollständige Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein *höchstes Interessantes* gibt“ (ebd., 253). Ebenso ist klar, warum der Charakter der modernen Poesie Unabgeschlossenheit, Progressivität ist. Gerade diese Progressivität aber, das ins Unendliche hin unbefriedigte Streben, bringt es mit sich, dass die moderne Poesie auf ein konkretes Ziel hinarbeitet, durch dessen Erreichung sie zwar nicht der Befriedigungslosigkeit überhaupt enthoben wäre, aber doch in einem bestimmten Punkt Befriedigung fände. Dieses Ziel ist das *Schöne*: Es allein kann das „in der menschlichen Natur gegründete Verlangen nach vollständiger Befriedigung“ (ebd.) in einer bestimmten Hinsicht stillen, da es als der „allgemeingültige Gegenstand eines uninteressierten Wohlgefallens“ definiert wird, das „von dem Zwange des Bedürfnisses gleich unabhängig, frei und dennoch notwendig, ganz zwecklos und dennoch unbedingt zweckmäßig“ ist (ebd.).

Zwar kann im Schönen die angestrebte Vollkommenheit nicht absolut, sondern immer nur relativ erreicht werden, und die moderne Poesie würde daher ihrer Progressivität prinzipiell durch eine Hinwendung zum Schönen nicht enthoben; indessen ist gleichwohl eben diese Hinwendung für die moderne Poesie ein notwendiger Schritt auf dem Weg der angestrebten Vervollkommnung. Ein Schritt, den sie allerdings nicht aus eigener Kraft vollziehen kann. Da sie *interessant* ist, kann sie per definitionem nicht *schön* sein: Gemäß kantischer Tradition ist das Schöne gerade dadurch bestimmt, dass „das Wohlgefallen an demselben *uninteressiert* sei“ (F. Schlegel 1797c, 213). Das Schöne kann daher in der modernen Poesie nur durch diskontinuierliche Entwicklung, durch einen plötzlichen „*Sprung*“ (F. Schlegel 1795/97, 255) erreicht werden; es kann nicht aus ihr selbst kommen, sondern sie bedarf eines Vorbildes, nach dem sie sich richten und dem sie sich nachbilden kann. Dieses Vorbild nun sind die „Werke des goldnen Zeitalters der Griechischen Kunst“ (ebd., 287): Sie stellen das „vollständige Beispiel der unerreichbaren Idee, [...] *das Urbild der Kunst und des Geschmacks*“ dar (ebd., 288).

Damit wird die Hinwendung der modernen Literatur zum Schönen zu einer Rückwendung auf die Antike. Hervorzuheben ist jedoch erneut, dass es Schlegel nicht um eine bloße Wiederholung der klassisch-antiken Kunst geht (vgl. Anm. 29): Eine solche würde lediglich das Beharren auf einem relativ-höchsten Standpunkt ermöglichen und widerspräche dem progressiven Charakter der modernen Poesie. Die scheinbar schran-

kenlose Vorliebe des Studiumsaufsatzes für die klassisch-antike Literatur und die damit verbundene Kritik der modernen Dichtung ist nur ein erster Schritt, bei dem der Autor nicht stehen bleibt. Es geht ihm nicht um eine Abwertung der modernen Poesie im Gegensatz zur antiken, sondern vielmehr um den Aufweis der exemplarischen Qualität antiker Texte, die sie geeignet macht, die moderne Literatur nach ihnen zu bilden.

Im Zusammenhang dieser Bildung ist der Literaturhistoriker gefordert, der Experte für alte Poesie, der nicht nur einzelne klassische Werke besser als seine Zeitgenossen kennt und diese Kenntnis exemplarisch zur Verfügung stellen kann, sondern der zugleich die klassische Literatur, Kunst und Bildung insgesamt überblickt: Sie ist „ein Ganzes, in welchem es unmöglich ist, einen einzelnen Teil stückweise vollkommen richtig zu erkennen“ (F. Schlegel 1797c, 206). Nur derjenige, der die Antike so gut kennt, dass er sie „allenfalls wiederschaffen“ könnte (F. Schlegel 1798a, 121), ist daher imstande, die Moderne nach ihr zu bilden. Eine „vollendete Geschichte der Griechischen Poesie“ würde daher nicht „dem Gelehrten allein Gewinn bringen“, sondern erscheint zugleich als „wesentliche Bedingung der Vervollkommnung“ modernen Geschmacks und moderner Kunst (F. Schlegel 1797c, 206).

7. Sprachgebrauch

Klaus J. Mattheier unterscheidet in einem Beitrag zur sprachhistorischen Grundlagenforschung (Mattheier 1995) vier große „Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichte“: „Sprachsystemgeschichte“, „Sprachgebrauchsgeschichte“, „Sprachkontaktgeschichte“ und „Sprachbewusstseinsgeschichte“ (ebd., 15). Unter Sprachsystemgeschichte ist die strukturelle Beschreibung des sprachlichen Gesamtsystems auf sämtlichen hierarchischen Ebenen (vom Laut bzw. Schriftzeichen bis hin zum Text und darüber hinaus zu sprachpragmatischen Phänomenen wie Sprechakten) verstanden – wobei ‚gesamtsystematische Beschreibung‘ die Beschreibung von Subsystemen („Varietäten und Sprachstile“; ebd., 16) impliziert. Sprachgebrauchsgeschichte ist die Beschreibung des Wandels in der „soziosituativen“ Geltung der Subsysteme (ebd.), Sprachkontaktgeschichte hingegen die Beschreibung der Wechselwirkung mit anderen Sprachen. Mit Sprachbewusstseinsgeschichte meint Mattheier „das systematische und das unsystematische Sprachwissen und die Handlungs- bzw. Urteils-motivationen, die bei einem Sprachgemeinschaftsmitglied bzw. in einer Sprachgemeinschaft verbreitet sind“ (ebd.). Will sagen:

„Sprache kann [...] nicht nur als das gesehen werden, was sprachlich geschehen ist, geschieht und nach den grammatischen Regeln geschehen könnte. Zu einer Sprache gehört auch, was Menschen, die sie gebrauchen, von ihr meinen, was sie von ihrem eigenen Sprachgebrauch und dem anderer Menschen halten, kurzum ihre Spracheinstellungen.“ (Stickel 1999, 17.)

Für die Sprachgeschichtsschreibung ist die Sprachbewusstseinsgeschichte vor allem deshalb aufschlussreich, weil „immer deutlicher die große Bedeutung erkennbar wird,

die diesem Bereich für die Steuerung von Sprach- und Sprachgebrauchswandel zukommt“ (Mattheier 1995, 16).

Für die deutsche Romantik lässt sich eine enge Verbindung von Sprachreflexion und Sprachgebrauch feststellen, und keineswegs nur dahingehend, dass beispielsweise Autoren, die fremdwortpuristische Positionen vertreten oder mit ihnen sympathisieren, selbst auf Fremdwörter verzichten bzw. sie tendenziell eher vermeiden.³⁰ Die Thematik ist derzeit allenfalls in Ansätzen erforscht; aber allein schon in einer ersten Annäherung lassen sich mehrere Gegenstandsbereiche namhaft machen, in denen das, was Autoren der Romantik über Sprache sagen, dem entspricht, wie sie es sagen.

7.1. Seit jeher gibt es in der Romantikforschung Kritik an der „Unbestimmtheit und Willkürlichkeit des romantischen Sprachgebrauchs“ (Haym 1870, 446). Bezeichnenderweise am Beispiel des Wortes *Sprache* führt Kainz (1937, 118) die Vagheit romantischer Wortverwendung vor Augen: „Unbedenklich opfert man die *differentia specifica*, welche die Sprache im eigentlichen Sinn von den übrigen Ausdrucksmitteln unterscheidet“. Eine Terminologie im Sinne des aufklärerischen Ein-Eindeutigkeitsideals (ein Ausdruck hat idealiter nicht mehr als eine Bedeutung, und für eine Bedeutung gibt es idealiter nicht mehr als einen Ausdruck) ist die Sache der Romantiker nicht: Es kommt ihnen nicht auf „klare Eindeutigkeit“, sondern auf „verschwimmende ‚Sphäre‘“ an (Kainz 1937, 119). Die romantische Meinung, dass der wesensgemäße Blick auf die Welt nicht die analytisch-definitivische Perspektive ist, wie sie wissenschaftlichen Herangehensweisen eignet, sondern das intuitive Erfassen der Dinge in ihrem unablässigen lebendigen Werden und Ineinanderfließen³¹, die Absicht, sich, wie es Ludwig Tieck in einem Brief an A. W. Schlegel vom Juni 1801 formuliert, „mit dem Universum auf dunkle Weise verknüpfen“ zu lassen (in: Lohner 1972, 74), findet ihre unmittelbare Entsprechung in der Forderung nach einem Sprachgebrauch (hier: Wortgebrauch), der möglichst viel auf einmal zum Ausdruck bringt³², und dieser Sprachgebrauch wiederum wird nicht nur gefordert, sondern auch aktiv praktiziert:

³⁰ So verzichtet beispielsweise Jean Paul in der zweiten Auflage (1813) seiner *Vorschule der Ästhetik* gegenüber der ersten Auflage (1804) auf „so viele fremde Wort-Eingewanderte [...], als nur die Reinheit der Sprache [...] begehren konnte“ (Jean Paul 1813, 299); selbst auf solch allgemein übliche Wörter wie *Autor* oder *Vokal* (2. Aufl.: *Schriftsteller, Selbstlauter*) verzichtet er.

³¹ Vgl. beispielsweise F. Schlegel (1800a, 61): „Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode“ sowie ders. (1805/06, 336): „[D]as Sein ist an und für sich selbst nichts, es ist nur *Schein*; es ist nur die Grenze des Werdens, des Strebens. Wenn das Streben am Ziele anlangt, verschwindet dieses und es entsteht wieder ein neues Ziel. Das Sein ist demnach für uns beschränkte Menschen, für die Praxis, als Ziel nur ein notwendiger, nützlicher Schein. In der Beschränktheit des Menschen scheint ihm das Ziel fest und beharrlich, sobald es aber erreicht ist, verschwindet im Handeln der Schein und was Sein schien, wird ein neues unendliches *Werden*“.

³² Vgl. beispielsweise Novalis (1800, 675): „Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren | Sind Schlüssel aller Kreaturen, | Wenn die so singen, oder küssen, | Mehr als die Tiefgelehrten wissen, | Wenn sich

„Wenn kein Unterschied zwischen den Begriffen Sprache und Sprechen in der Bezeichnung gewahrt wird, wenn die Ausdrücke: Vernunft, Besonnenheit, Sprachfähigkeit, selbsttätige Richtung, und wie auch immer jenes Vermögen bezeichnet wird, scheinbar willkürlich füreinander eintreten können, so spricht sich darin letzten Endes eben der Glaube aus, daß solche Worte nicht zur endgültigen Lösung von Fragen führen sollen, weil diese Lösung jenseits der wissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten liegt“ (Fiesel 1927, 4).

Das hier zur Sprache kommende Phänomen der Synonymie (unterschiedliche Wörter haben eine und dieselbe Bedeutung) wird als einem eineindeutigen Wortgebrauch entgegenstehend und daher zu vermeidend von Verfechtern des Sprachexaktheitspostulats traditionell zusammen mit einem weiteren Phänomen genannt: dem der Polysemie (ein und dasselbe Wort hat unterschiedliche Bedeutungen). Die Romantiker, in ihrer Wendung gegen ebendieses Postulat, verwenden demgegenüber Wörter mit voller Absicht polysem und/oder synonym. Dieses Verfahren hängt unmittelbar mit der romantischen These zusammen, dass alles mit allem in Beziehung stehe und wesensmäßig verwandt sei (vgl. Bär 1999a, 44 f.). Es ist der Versuch, mit einem Wort mehr zum Ausdruck zu bringen oder zumindest anzudeuten, als gemeinhin darunter verstanden wird, und lässt sich daher im Zusammenhang mit den (früh)romantischen Bemühungen um Poetisierung bzw. Repoetisierung der Sprache sehen. Poetisch ist eine Sprache demnach dann, wenn sie nicht nur die wesensmäßige Einheit, sondern die konkrete Vielfalt der Phänomene fassen und die ganze Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen ihnen zum Ausdruck bringen kann.

Erste, bislang nur vorläufige Untersuchungen zum Wortgebrauch der deutschen Romantik zeigen, dass lexikalisch-semantische ‚Unschärfe‘ signifikant oft zu beobachten ist. Das Wörterbuchprojekt *Zentralbegriffe der klassisch-romantischen „Kunstperiode“ (1760–1840). Wörterbuch zur Literatur- und Kunstreflexion der Goethezeit*, kurz: ZBK (Bär 2010 ff.), das auf eigene Vorarbeiten (Bär 1999a, 365–513) zurückgreift, dokumentiert dies auf breiter Quellengrundlage (über 66.000 Texte von über 400 Autoren des genannten Zeitraums, insgesamt ca. 100 Mio. laufende Wortformen; vgl. Bär/v. Consbruch 2011) am Beispiel des Adjektivs *romantisch*. Eine semantische Bestimmung erschien bereits den Zeitgenossen in besonderer Weise schwierig. F. Schlegel scherzt 1797 in einem Brief an seinen Bruder (in: Immerwahr 1985, 53), dass eine „Erklärung des Worts *Romantisch*“ von ihm „125 Bogen lang“ sei, d. h. 2000 Druckseiten (freilich existiert kein solcher Text), und ein anonymer Beitrag in der *Zeitschrift für die elegante Welt* spricht vom „dunkeln Sinn“ dessen, „was wir *romantisch* zu nennen pflegen“ (Anonym. 1806, 561). In den ZBK wurden für das Lexem 12 Bedeutungen angesetzt (Bär 2010 ff., s. v. *romantisch* [Stand: 5. 11. 2011]), wobei vermerkt wird, dass es

die Welt ins freye Leben, | Und in die Welt wird zurück begeben, | Wenn dann sich wieder Licht und Schatten | Zu ächter Klarheit wieder gatten, | Und man in Märchen und Gedichten | Erkennt die wahren Weltgeschichten, | Dann fliegt vor Einem geheimen Wort | Das ganze verkehrte Wesen fort.“

„teilweise kaum möglich“ ist, „einzelne Verwendungsweisen des Wortes zu unterscheiden“ (ebd.).

Nicht allein die Polysemie als solche ist jedoch aufschlussreich, sondern auch die Relationen, in denen die einzelnen Bedeutungen zueinander stehen. An lexikalisch-semanticen Relationen lassen sich in Anlehnung an Roelcke (1992) solche, die zwischen den Bedeutungen unterschiedlicher Lexeme bestehen (Onymierelationen), von solchen unterscheiden, die man zwischen den Bedeutungen desselben Lexems ansetzen kann (Semierelationen). Betrachtet man beispielsweise die drei Lexeme *klassisch*, *romantisch* und *progressiv* hinsichtlich ihrer in den ZBK vorgelegten semantischen Beschreibung, so stellt man ein ganzes Ensemble von einander implizierenden lexikalisch-semanticen Relationen fest. Zunächst erkennt man (für das herkömmliche Allgemeinwissen bezüglich der Diskurse ‚Klassizismus‘ und ‚Romantik‘ erwartungsgemäß), dass *klassisch* und *romantisch* in mehrfacher Hinsicht Antonyme sind.

- *klassisch*₆ (›antik, im griechisch-römischen Altertum real oder fiktional zeitlich verortet; aus der griechisch-römischen Antike stammend, historisch bis in sie zurückreichend³³) ist antonym zu *romantisch*₂ (›modern‹, d. h. im kulturgeschichtlichen Sinne einen Zeitraum potentiell vom Beginn der Völkerwanderungszeit bis zum 18. Jh. charakterisierend, besonders in Bezug auf Literatur und Kunst, ›in die oder zur Moderne – im angegebenen Sinn – gehörend, in ihr real oder fiktional zeitlich verortet‹),
- *klassisch*₇ (›klassizistisch, die griechisch-römische Antike und/oder das nach ihrem tatsächlichen oder vermeintlichen Vorbild Gearbeitete in besonderer Weise wertschätzend‹ bzw. ›nach griechisch-römisch-antiken Vorbild beschaffen oder geschaffen, griechisch-römisch-antiken Mustern nachgebildet oder -empfunden‹) ist antonym zu *romantisch*₃ (›modernistisch: die romantische₂ Literatur und Kunst und/oder das nach ihrem tatsächlichen oder vermeintlichen Vorbild Gearbeitete in besonderer Weise wertschätzend‹),
- *klassisch*₄ (›kategorial klar begrenzt, hinsichtlich der Gattungsspezifika rein, unvermischt, regelhaft, einheitlich, einfach, klar strukturiert, harmonisch proportioniert, in sich ruhend, für sich ein Ganzes ausmachend, in sich geschlossen, statisch‹) ist antonym zu *romantisch*_{5/6} (›bunt, mannigfaltig, abwechslungsreich; pittoresk, reizend, interessant, phantasieanregend; ausgefallen, bizarr, abenteuerlich, phantastisch; surreal, nicht wie im wirklichen Leben; übertrieben, irreal, absurd; ungeordnet, (tendenziell) chaotisch; unregelmäßig, gegen Normerwartungen verstoßend, nicht den Maßgaben eines – meist klassizistisch-gattungspoetischen – Regelkanons folgend, (scheinbar) willkürlich, ästhetisch autonom‹ bzw. ›gemischt, zusammengefügt, aus unterschiedlichen Teilen bestehend; kontrastiv, paradox, widersprüchlich, spannungsvoll‹),
- *klassisch*₅ (›am Konkreten, Realen, an äußeren Gegebenheiten, an Phänomenen der *Natur*, am Lebendigen, Kräftigen, Gesunden, an der idealen Form orientiert; auf das anschauliche Einzelphänomen bezogen, es darstellend oder verkörpernd‹) ist antonym zu *romantisch*_{8/9/10} (›ideal, idealisch; geistig, abstrakt, immateriell, ätherisch; überspannt, weltfremd‹ bzw. ›gefühlorientiert, gefühlbetont, emotional; ohne begriffliche Klarheit, unscharf, undeut-

³³ Einer möglichst einfachen und anschaulichen Darstellung zuliebe wird hier und im Folgenden für eine Bedeutung jeweils nur eine Kurzform der Bedeutung angegeben. Zu den vollständigen Bedeutungsangaben vgl. Bär 2010 ff., s. v. *klassisch*, *progressiv* und *romantisch* (Stand: 5. 11. 2011).

lich, vage, ahnungsvoll, dunkel, geheimnisvoll, wunderbar, unerklärlich; eine unbestimmte und unbestimmbare Sehnsucht zum Ausdruck bringend< bzw. >selbstreflexiv, subjektiv gebrochen<),

- *klassisch*₂ (>von ausgezeichneter, erster, bester Kategorie: unübertrefflich, vollkommen in seiner Art, daher exemplarisch, beispielhaft, überindividuell, überzeitlich, allgemein gültig, ideal(typisch)<) ist partiell antonym zu *romantisch*₁₂ (>in beständiger Weiter- und/oder Höherentwicklung begriffen, unabgeschlossen, unvollendet, unendlich perfektibel; umfassend, universal, allseitig<).

Ebenso fällt jedoch ins Auge, dass zwischen beiden Lexemen ein Verhältnis partieller Synonymie besteht:

- *klassisch*₅ ist partiell synonym zu *romantisch*₇ (>am Konkreten, Realen, an äußeren Gegebenheiten orientiert; auf das anschauliche Einzelphänomen bezogen, es darstellend oder verkörpernd; individuell<).

Soll ein Lexem zu einem anderen sowohl antonym als auch synonym sein, so ist dies nur möglich, wenn eines von beiden in sich selbst entgegengesetzte Bedeutungen aufweist, mit anderen Worten: wenn es als Antisem erscheint. Eben dies ist der Fall: *romantisch*₇ lässt sich als Antisem zu *romantisch*_{8/9/10} interpretieren.

Mit dem Phänomen der Antisemie, von der dialektischen Philosophie geschätzt, aus deren Sicht darin „ein spekulativer Geist der Sprache“ (Hegel 1832, 12) erkennbar wird³⁴, ist aber die semantische Komplexität noch keineswegs erschöpft. Das Lexem *romantisch* weist zusätzlich zu den entgegengesetzten Bedeutungen noch eine weitere Bedeutung auf (*romantisch*₁₁), die als Synthese der Gegensätze interpretiert werden kann: >Ideales und Reales vereinigend in einer simultanen Gegenläufigkeit, einem Spannungs- und Wechselverhältnis von Transzendenz und Immanenz; Antikes und Modernes, *Klassisches*_{4/5/2/7} und *Romantisches*_{5/6/8/9/10/12/2/3} umfassend und vereinigend<.

Relationalsemantisch lässt sich dergleichen am ehesten beschreiben als ein Sonderfall der Hypersemie, d. h. der Tatsache, dass ein Lexem in Bedeutung >a< für eine übergeordnete, in Bedeutung >b< für eine untergeordnete Kategorie steht. Der Sonderfall

³⁴ „[E]s kann dem Denken eine Freude gewähren, auf solche Wörter zu stoßen und die Vereinigung Entgegengesetzter, welches Resultat der Spekulation für den Verstand aber widersinnig ist, auf naive Weise schon lexikalisch als Ein Wort von den entgegengesetzten Bedeutungen vorzufinden“ (Hegel 1832, 12). Prominentes Beispiel ist das Verb *aufheben*: „Aufheben hat in der Sprache den gedoppelten Sinn, daß es so viel als aufbewahren, erhalten bedeutet und so viel als aufhören lassen, ein Ende machen“ (Hegel 1812, 46). Die vermeintlich gegensätzlichen Bedeutungen berühren sich gleichwohl: „Das Aufbewahren schließt schon das Negative in sich, daß etwas seiner Unmittelbarkeit und damit einem den äusserlichen Einwirkungen offenen Daseyn entnommen wird, um es zu erhalten“, und umgekehrt ist „das Aufgehobene [>aufhören Gemachte, Beendete<] ein zugleich Aufbewahrtes, das nur seine Unmittelbarkeit verloren hat, aber darum nicht verschwunden ist“ (ebd.). Indem etwas in der dialektischen Betrachtung in diesem Doppelsinn *aufgehoben*, also zugleich beendet und aufbewahrt ist, erscheint es zugleich in einer neuen Qualität, wird also in der Reflexion >emporgehoben, auf eine höhere Stufe gehoben<, wodurch noch eine für den dialektischen Philosophen glückliche dritte Bedeutung des Verbs ins Sprachspiel kommt.

liegt dadurch vor, dass die bewusste Relation idealtypisch zwischen drei Bedeutungen ›a‹, ›b‹ und ›c‹ besteht, von denen sich ›a‹ zu ›b‹ und ›c‹ jeweils hypersem verhält und ›b‹ und ›c‹ zueinander im Verhältnis der Antisemie stehen. Eine solche Relation ließe sich terminologisch als *Tekaisemie* fassen (grch. *τε ... καί ...* ›sowohl ... als auch ...‹) und in unmittelbarer Nähe zum dialektischen Dreischritt von These, Antithese und Synthese sehen.

Ein entsprechendes Verhältnis kann auch zwischen drei verschiedenen Ausdrücken bestehen und wäre dann analog als *Tekaionymie* zu bezeichnen: Ausdruck *a* bedeutet das Eine, Ausdruck *b* steht für das Gegenteil, Ausdruck *c* für die Verbindung, den Ausgleich zwischen beidem. Auch dieses Verhältnis findet sich im romantischen Sprachgebrauch. Das Adjektiv *progressiv* beispielsweise ist in der frühromantischen Theoriebildung vor 1800 in verschiedener Hinsicht synonym zu *romantisch*, unter anderem weist es unmittelbare Entsprechungen zu *romantisch*₂ und zu *romantisch*₁₁ auf: *progressiv*₅ ›modern im zeitlichen bzw. kulturgeschichtlichen Sinne als Charakterisierung eines Zeitraums vom Beginn des Mittelalters bis zur unmittelbaren Gegenwart des frühen 19. Jahrhunderts‹; *progressiv*₆ ›Antikes und Modernes, *Klassisches*₇ und *Romantisches*_{2,3}, auch das, wofür die Epochen prototypisch stehen (*Klassisches*_{4,5,2} und *Romantisches*_{5,6,8,9,10,12}), umfassend und vereinigend‹. Damit lassen sich dann *romantisch*₁₁ als Tekaionym zu den Antonymen *klassisch*₇ und *progressiv*₅ und *progressiv*₆ als Tekaionym zu den Antonymen *klassisch*_{4,5} und *romantisch*_{5,6,8,9,10} bzw. *klassisch*₂ und *romantisch*₁₂ deuten.

Zu bemerken ist, dass mit diesen Onymie- und Semierelationen keine ‚passgenauen‘ Entsprechungen zwischen den Einzelbedeutungen (Sememen) verschiedener Lexeme bzw. eines und desselben Lexems vorliegen, sondern dass es sich um partielle Entsprechungen handelt: um solche hinsichtlich bestimmter semantischer Aspekte (Seme), von denen immer mehrere zusammen ein Semem ausmachen. Es handelt sich mithin auch nicht um eine Eins-zu-Eins-Darstellung, sondern um eine modellhafte Abstraktion, wenn man versucht, die vorstehend beschriebenen Relationen ins Bild zu bringen. Das Ergebnis, das ohne Zweifel Anspruch auf einen Platz in der Reihe der ‚wirrsten Graphiken der Welt‘³⁵ erheben könnte, kann zwar nicht in die Klarheit führen (*Faust I*, V. 309), leistet aber genau das, wofür es hier geht: eine anschauliche Illustration der semantischen Komplexität, die den Sprachgebrauch der deutschen Romantik kennzeichnet. Dabei handelt es sich bei der Betrachtung nur dieser drei Lexeme lediglich um einen kleinen Ausschnitt aus dem tatsächlich noch etliche Einheiten mehr umfassenden Wortfeld. Künftige Untersuchungen im Rahmen der ZBK dürften hier Weiterungen ergeben, die in der graphischen Darstellung nicht mehr zu fassen sein werden.

³⁵ So der Titel einer Reihe in der *taz*, in die unter anderem der Vorschlag eines Heidelberger Professors für Germanistische Linguistik – nicht Oskar Reichmanns – für die bildliche Darstellung einer Textverbundkonstituentenstruktur Eingang fand (vgl. Henschel 2003, 65).

Indiz dafür sehen, dass für die Romantiker die Art und Weise ihres Sprechens bzw. Schreibens in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Gegenstand dieses Sprechens bzw. Schreibens steht.

7.2. Im Zusammenhang seiner Vorstellungen zur Repoetisierung der Sprache nicht anders als aus seiner Praxis als Übersetzer heraus befasst sich August Wilhelm Schlegel des öfteren mit dem Thema der Onomatopöie (vgl. S. 504). Besonders intensiv widmet er sich ihr in seinen frühen *Betrachtungen über Metrik* (1793)³⁶, in denen er regelrecht synästhetische Überlegungen anstellt:

„Die Vokale sind das Gefühlausdrückende in einer Sprache. Wenn man den unartikulierten Laut der heftigen Leidenschaften beobachtet, so wird man finden, daß jeder darunter verschieden gebraucht wird, und einer besondern Gattung von Gefühlen am analogsten ist. Man hat wohl Tonleitern der Vokale gegeben [...] – wenn du mit Tändeleien der Phantasie Nachsicht haben kannst, so will ich dir eine Vokal-Farbenleiter, nebst dem Charakter eines jeden hersetzen.“ (A. W. Schlegel 1793, 175.)

Das *a* wird als „roth“, das *o* „purpurn“, das *i* als „himmelblau“, das *ü* als „violett“ und das *u* als „dunkelblau“ charakterisiert (ebd.):

„Man könnte auch dem A die weiße, dem U die schwarze Farbe geben. Damit trifft das ganz gut überein, daß das E zwischen diesen beiden Vokalen in der Mitte steht, wie Grau zwischen den Farben. Denn das E gehört durchaus nicht unter die Farben des Regenbogens – es ist grau.“ (Ebd.)

Damit ist der Autor bei einem seiner Lieblingsthemen angelangt: dem Kampf gegen das unbetonte, das „unbedeutende E“ (A. W. Schlegel 1798, 13).

Unter *unbedeutend* ist hier so viel wie ›bedeutungslos, nichtssagend, ohne semantischen Gehalt‹ zu verstehen:

„Dem E kann ich weiter keinen Ausdruck zugestehn, als daß es offen oder gedehnt und mit dem Tone etwan Ernst und Nachdenken bezeichnet; z. B. ehren, Seele. Geschloßen aber, und hauptsächlich ohne den Ton, wie der Infinitiv aller unsrer Verba: sagen u. s. w. sagt es gar nichts, sondern ist das treffendste Bild der Gleichgültigkeit.“ (A. W. Schlegel 1793, 176.)

Aussagen wie diese treten in Zusammenhang mit Schlegels Ansicht, dass der *Wohlklang* einer Sprache (der seiner Ansicht nach insbesondere für deren Poetizität unerlässlich ist: vgl. z. B. A. W. Schlegel 1798/99, 16 f.) von einem „ungefähr gleichen Verhältnisse der Konsonanten und Vokale“ abhängt (1798/99, 20; analog 1798, 21).

Diese Auffassung ist die Basis für eine spezifische Kritik an der deutschen Sprache: Sie lässt eben jenes „schöne Gleichgewicht“ der Vokale und Konsonanten vermissen (A. W. Schlegel 1798/99, 20). Das Verhältnis fällt eindeutig zu Ungunsten der Vokale aus, die „obendrein nicht die rechten“ sind (A. W. Schlegel 1798, 32): „Man kann Verse, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu stoßen, aber fast nie einen, ohne zu oft von dem E heimgesucht zu werden“ (ebd.).

³⁶ Zur Datierung vgl. Bär 1999a, 188 f.

Diese Phonemkritik, mit der Schlegel weder historisch gesehen noch in der Sprachreflexion seiner eigenen Zeit allein dasteht³⁷, führt Schlegel zwar nicht dazu, eine Rückkehr zu den vollen Nebensilben der althochdeutschen Zeit zu fordern, lässt ihn aber gezielt nach Möglichkeiten der Vermeidung des unbetonten *e* suchen. Er selbst verzichtet darauf vor allem im Inlaut: Allenthalben belegbar sind bei ihm die Synkope (*Innres*, *Äußres*, *zusammengezogne* ...) bzw. Ekthlipsis (*dieß*) und die Kontraktion (*giebts*, *machts*, *läßt sichs* ...); die Synärese (*gesaget* > *geseit*) verwendet Schlegel zwar nicht selbst, bemerkt sie jedoch wohlwollend in den oberdeutschen Mundarten (1808, 164).

Sprachliche Phänomene dieser Art sind zwar in den Jahrzehnten um 1800 durchaus keine Seltenheit, jedoch lassen sie sich bei A. W. Schlegel mit durchaus signifikanter Häufigkeit nachweisen. Kontrastive Untersuchungen der Synkope bei ihm und bei seinem Zeitgenossen Friedrich Schiller haben ergeben, dass Schlegel in 73,2 % aller überhaupt möglichen Fälle synkopiert, Schiller hingegen nur in 58,3 % (vgl. Bär 2004, 315). Man wird also in diesem Fall nicht anders als hinsichtlich der Semantik „davon ausgehen können, dass die sprachtheoretischen Überlegungen des Autors auf seinen Sprachgebrauch unmittelbar gewirkt haben“ (ebd., 316).

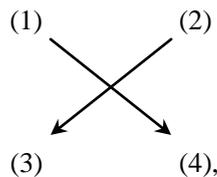
7.3. Ein letztes Beispiel soll zeigen, dass die Romantik auch hinsichtlich der Textgestalt dazu neigt, die Art und Weise des Sprechens über Sprache mit dem Inhalt der Aussage zu korrelieren. Dies wird besonders deutlich in dem bekannten *Monolog* (1799) des Novalis.

„Es ist eigentlich um das Sprechen u[nd] Schreiben eine närrische Sache. Das rechte Gespräch ist ein bloßes Wortspiel. Der lächerliche Irrthum ist nur zu bewundern, daß die Leute meynen – sie sprächen um der Dinge willen. Gerade das Eigenthümliche der Sprache, daß sie sich blos um sich selbst bekümmert weiß keiner. Darum ist sie <ein> so wunderbares u[nd] fruchtbares Geheimniß – daß wenn einer blos spricht, um zu sprechen, er gerade die herrlichsten, originellsten Wahrheiten ausspricht. Will er aber von etwas bestimmten sprechen, so läßt ihn die launige Sprache das lächerlichste u[nd] verkehrteste Zeug sagen. Daraus entsteht auch der

³⁷ So ist bereits Grimmshausen (1673, 103) der Meinung, „daß wir Teutsche mit dem E mehr verschwenderisch / als freygebig / umbgehen“ und spottet über Zeitgenossen, die „dem E dermassen gewogen seyn / daß sie es immerzu hinden anflicken / ob es gleich so wenig als der Wagen des fünfften Rads nöthig“ (ebd., 65 f.). Für die Zeit um 1800 vgl. Jean Paul (1804, 534 ff.): „Ein Ausländer könnte sagen, nichts ist in eurer Sprache so wohlklingend als die Ausnahmen, nämlich die der Zeitwörter. [...] Adelung und halb die Zeit wollen uns zum Vortheil der Grammatiker, der Ausländer und der Gemeinheit diese enharmonischen Ausweichungen untersagen; aber das leide kein Autor, er schreibe ‚unverdorben‘, niemals ‚unverderbt‘. | Diese Irr-Verba bewahren und bringen uns alte tiefe, kurze, einsyllbige Töne, noch dazu mit der Wegschneidung der grammatischen Erinnerung, z. B. statt des langweiligen, harten, doppelten schaffte und schaffte, backte und backte: schuf und schüfe; buk und büke. Freilich flieht der Gesellschafts-Ton – auch der der Meißner höhern Klassen – den Feier-Ton eines tiefen reichen Vokals; aber in den Fest- und Feier-Tagen der Dichtkunst ist er desto willkommner. Wie viele *e* werden unserer *Eeeee*-Sprache damit erspart und italienische Laute dafür zugewandt! Darum gebrauchte Klopstock so häufig und zu häufig [...] das großlautende Wort *sank* (so wie oft *scholl*).“

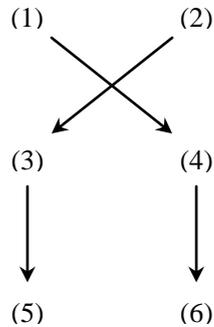
Haß, den so manche ernsthafte Leute gegen die Sprache haben. Sie merken ihren Muthwillen, merken aber nicht, daß das verächtliche Schwatzen ~~das~~ die unendlich ernsthafte Seite der Sprache ~~sey~~ ist. Wenn man den Leuten nur begreiflich machen könnte, daß es mit der Sprache wie mit den mathematischen Formeln ~~ist~~ sey – Sie machten eine Welt für sich aus – Sie spielen nur mit sich selbst, drücken nichts als ihre wunderbare Natur aus und eben darum sind sie so ausdrucksvoll – eben darum spiegelt sich in ihnen das seltsame Verhältnißspiel der Dinge. Nur durch ihre Freyheit sind sie Glieder der Natur u[nd] nur in ihren freyen Bewegungen äußert sich ~~der Naturgenius~~ die Weltseele und macht sie zu einem zarten Maaßstab u[nd] Grundriß der Dinge. So ist es auch mit der Sprache – wer ein feines Gefühl ihrer Applicatur, ihres Takts, ihres musicalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihres ~~G Nat~~ innern Natur vernimmt, und darnach seine Zunge oder seine Hand bewegt, der wird ein Profet sein, dagegen wer es wohl weis, aber nicht Ohr u[nd] Sinn genug für sie hat, Wahrheiten wie diese schreiben ~~wird~~, aber von der Sprache selbst <zum besten> gehalten u[nd] von den Menschen, wie Cassandra von den Trojanern, verspottet werden wird. Wenn ich damit das Wesen u[nd] Amt der Poësie auf das deutlichste angegeben zu haben glaube, so weiß ich doch, daß es kein Mensch verstehn kann, und ich ganz was albernes gesagt habe, weil ich es habe sagen wollen, und so keine Poësie zu stande kömmt. Wie wenn ich aber reden müßte? ~~und dieser Sprachtrieb~~ zu sprechen das Kennzeichen der Eingebung der Sprache, der Wircksamkeit der Sprache in mir wäre? und mein Wille nur auch alles wollte, was ich müßte, so könnte dies ja am Ende ohne mein Wissen u[nd] Glauben Poësie seyn und ein Geheimniß der Sprache verständlich machen? und so wär ich ein berufener Schriftsteller, denn ein Schriftsteller ist wohl nur ein Sprachbegeisterter?“ (Novalis 1799b, 346 ff. – Wiedergegeben wird hier die jahrzehntelang verschollene, in der historisch-kritischen Novalis-Ausgabe noch nicht berücksichtigte Originalhandschrift. Durchstreichungen und Unterstreichungen sind original; nachträgliche Einfügungen sind durch Winkelklammern < > gekennzeichnet; Abkürzungen werden in eckigen Klammern [] aufgelöst.)

Der mehrfach (z. B. bei Strohschneider-Kohrs 1977 und Di Cesare 1995) ausgelegte Text weist eine auffällige Struktur auf. Zunächst werden zwei Aussagen – (1) Es ist ein „Irrthum“ zu glauben, man spreche „um der Dinge willen“; (2) Die Sprache ist autonom, bekümmert sich „blos um sich selbst“ –, von denen die zweite die erste begründet, indem sie deren innerer Aussage (man spricht „um der Dinge willen“) widerspricht, in der Weise fortgeführt, dass zunächst die zweite, dann erst die erste aufgegriffen wird: (3) [Folge aus (2)] Wer nur um des Sprechens willen spricht, gibt unbeabsichtigt die „herrlichsten, originellsten Wahrheiten“ von sich; (4) [Folge aus 1] Wer etwas Bestimmtes aussagen will, den lässt die „launige Sprache“ seiner Absicht entgegen das „lächerlichste u[nd] verkehrteste Zeug“ sagen. Diese Abfolge



die sich als Chiasmus deuten lässt, findet ihrerseits ihre Fortsetzung in der Weise, dass nunmehr in paralleler Weise weitere Folgerungen gezogen werden: (5) [Folge aus (3)]

„wer ein feines Gefühl ihrer [Sprache] Applicatur, ihres Takts, ihres musicalischen Geistes hat, wer in sich das zarte Wirken ihrer innern Natur vernimmt, und darnach seine Zunge oder seine Hand bewegt“, wer also die ‚Sprache selbst‘ aus sich sprechen lässt, „der wird ein Profet sein“; (6) [Folge aus (4)] „wer es wohl weis, aber nicht Ohr u[nd] Sinn genug für sie hat, Wahrheiten wie diese schreiben ~~wird~~, aber von der Sprache selbst <zum besten> gehalten u[nd] von den Menschen, wie Cassandra von den Trojanern, verspottet werden wird“.



Der indirekte Gegensatz der Aussagen (1) und (2), der dadurch zustande kommt, dass (2), wie erwähnt, nicht (1) im Ganzen, sondern nur der in (1) selbst bereits verneinten inneren Aussage von (1) widerspricht, wird durch die chiasmatische Verschränkung in eine verquere Fortsetzung gebracht, zu der es dann wiederum eine strukturell gegenläufige Fortsetzung gibt (durch einen Parallelismus wird gerade keine Parallelität der Fügung erzielt). Der Text entwickelt im Wechselspiel von Aussageinhalt und Struktur mithin eine mehrfach potenzierte, gleichwohl gebrochene Antithetik.

Diese schillernde Verschränkung und Gegenläufigkeit von Antithesen auf verschiedenen Ebenen (der inhaltlichen Aussage und der formalen Textgestalt) präludiert einer ebenso kunstvollen wie undichten Fuge, in welcher die Spannung zwischen den Gegensätzen ins Unendliche hin offen ist und nur im Unendlichen selbst, also jenseits des vorliegenden Textes, zum Ausgleich kommt. – Zunächst kommt in (6) zu der scheinbar nur inhaltlichen Weiterführung der Eingangsbehauptungen unversehens ein bislang nicht vorhandener Aspekt: Autoreferentialität („Wahrheiten wie diese“, also den *Monolog*). Der Text wendet sich zurück auf sich selbst. Strohschneider-Kohrs (1977, 261 f.), die hier mit Recht eine „*Peripetie*“ sieht, macht deutlich, dass sich der Umschlag aufgrund der ungewöhnlichen Endstellung des finiten Verbs bis in die Syntax hinein verfolgen läßt: „[...] dagegen wer es wohl weis, [...] Wahrheiten wie diese schreiben [...] u[nd] [...] verspottet werden wird“.

Die Verwendung von *dagegen* als Subjunktion, also mit Verbletzstellung, ist zwar in der Goethezeit nicht einmalig, aber doch alles andere als die Regel. Im ZBK-Korpus (vgl. S. 544) ist in lediglich etwa 2 % aller Fälle (76 von 3740) *dagegen* als Subjunktion

belegt.³⁸ Wie die Handschrift des *Monolog*-Textes erkennen lässt, erfolgt die Verbletzstellung im vorliegenden Fall offenbar mit Absicht: Das Verb wurde an früherer Stelle im Satz durchgestrichen und ganz ans Ende gesetzt.³⁹

Durch die Autoreferentialität liegt nicht mehr lediglich die Fortsetzung einer Reihe kontrastierender Aussagen vor, sondern eine Anwendung der erzeugten Spannung auf die aktuelle Redesituation und damit ihre Potenzierung: Der Zirkel, in den diese Wendung führt, bleibt nicht verborgen: Die vorliegende Behauptung soll wahr sein, also muss sie – dem Text zufolge – als eine beabsichtigte unverständlich oder lächerlich sein. – Um der Paradoxie zu entgehen, macht das monologische Ich einen typisch romantischen, d. h. wiederum paradoxen Vergleichsvorschlag. Sein aktuelles Sprechen könnte auf „[T]rieb zu sprechen“, auf „Wirksamkeit der Sprache in mir“ beruhen und in dieser Qualität dann mit seinem Aussagewillen übereinkommen. Das Gesagte wäre damit – *contradictio in adjecto* – gleichermaßen notwendig und willkürlich-frei (vgl. auch Di Cesare 1995, 156 f.): Die romantische Konzeption des unbewusst und bewusst zugleich produzierenden Genies kommt deutlich zum Vorschein. Dennoch ist auch am Ende des Textes noch nichts entschieden. Alles wird in der Schwebelage gehalten, da die letzte Aussage, eben der Vergleichsvorschlag, in der klassischen ironischen Redefigur der Frage erscheint.

Doch selbst hier ist noch kein Fixpunkt der Interpretation erreicht. Die drei Fragezeichen, mit denen der Text angesichts der Symbolik und nicht zuletzt auch der dialektischen Implikation der Dreizahl füglich enden könnte, wird ebenfalls konterkariert durch ein abschließendes viertes Fragezeichen, mit dem der Text tatsächlich endet. Ob man darin eine bloße Fragilisierung der Deutungs-Richtgröße „dialektischer Dreischritt“, einen chiffrierten Hinweis auf den Gedanken der Einheit in der Dreiheit oder etwas anderes, Sublimeres erkennen will, „bleibt der Weisheit des Lesers, für welche diese Frage recht eigentlich gehört, anheim gestellt“ (F. Schlegel, 1800b, 343). Im gegenwärtigen Zusammenhang genügt der Hinweis, dass der romantische Gedanke der unendlichen Progressivität und Potenzierbarkeit nicht nur ein Gegenstand romantischen Sprechens ist, sondern auch in der Art und Weise romantischen Sprechens zur Entfaltung kommt.

³⁸ Novalis zeigt diesen Sprachgebrauch mehrfach; beispielsweise: „Heinrichen ward [...] in Rücksicht seiner Jugend das jedesmalige Bescheidthun erlassen, dagegen die Kaufleute sich nicht faul finden, sondern sich den alten Frankenwein tapfer schmecken ließen“ (Novalis 1802, 230); „Den Reichtum der Erfindung macht nur eine leichte Zusammenstellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat“ (ebd., 286).

³⁹ Zwar hätte auch in der ursprünglichen Fassung bereits Verbletzstellung vorgelegen, so dass sich die Korrektur nicht auf die Satzstellung als solche bezieht, sondern lediglich eine Erweiterung des ursprünglich geplanten Satzrahmens vornimmt. Gleichwohl: Der Autor hat im „zweiten Anlauf“ die Satzstellung nicht verändert, so dass mit größerer Wahrscheinlichkeit auf Absicht zu schließen ist.

8. Fazit

Dichtung und Deutung – mit diesen drei Wörtern lässt sich die romantische Sprachtheorie auf den Punkt bringen. Freilich sind dann noch einige erläuternde Worte hinzuzufügen, wie es in diesem Beitrag versucht wurde. Das Interesse der Romantik an der Sprache ist unmittelbar anwendungsbezogen: Es geht nicht um abstrakte, wertneutrale Beschreibung, sondern um Sprachbewertung und, als Konsequenz derselben, um Spracharbeit. Dabei steht eine als sehr umfassend, geradezu als universell konzipierte po(i)etische Funktion der Sprache im Zentrum, die alle anderen sprachlichen Funktionen – Kommunikation, Erkenntnis, Darstellung – umfasst.

Die Sprache ist ursprünglich und in erster Linie poetisch, d. h. schöpferisch: Sie macht den Menschen zum Menschen, indem sie ihn zum Bewusstsein seiner selbst bringt, und sie konstituiert zugleich seine Welt. Es ist eine sprachphilosophisch gewendete transzendentalidealistische Dialektik von Ich und Nicht-Ich, die sich hier erkennen lässt. Die Sprache bleibt aber ebensowenig wie das Ich des deutschen Idealismus bei sich selbst, sondern entäußert sich, d. h., ihre ursprüngliche Poetizität kommt weitestgehend abhanden. Wo die Romantiker die Sprache im Sinne der Sprachskepsis als defizitär betrachten, tun sie es hinsichtlich ihrer als zu gering eingestuften poetischen Qualität. Dabei ist ihre gesamte Sprachkritik – anders als die der „Sprachkrise“ an der Wende zum 20. Jahrhundert, z. B. bei Hugo von Hofmannsthal – von einer optimistischen Grundstimmung getragen: Die Sprache soll und kann wieder poetisch werden; der Mensch soll und kann auf diese Weise zu seinem Menschsein im vollen Sinne gelangen. Daran zu arbeiten ist die Aufgabe des Dichters, Schriftstellers und/oder Redners. Allerdings ist es eine unendliche, nie vollständig zum Abschluss zu bringende Aufgabe, und es ist auch keine Aufgabe, die einzelne Personen allein übernehmen können. Sie bedürfen immer eines Gegenübers – das allerdings nicht als Nicht-Ich, sondern als Du gedacht, damit eigenständig und letztlich unverfügbar ist.

Der Dreischritt von Poesie, Prosa und Repoetisierung (als Potenzierung der ursprünglichen Poesie) findet seine Entsprechung in dem Dreischritt von Sprechen, Nicht-verstanden-Werden und ergänzender Auslegung durch den Hörer oder Leser. Deutung, ergänzendes Verstehen ist gewissermaßen eine Nach-Dichtung, also gleichfalls eine Poesie der Poesie. Repoetisierung und Verstehen – an beidem arbeiten die Romantiker, und sie tun es durchaus mit einer Art salvatorischem Ethos. Dabei wissen sie genau, dass sie die angestrebte Erlösung aus den Fesseln der Endlichkeit, der Unvollkommenheit und (nicht philosophisch-abstrakt, sondern menschlich-konkret gesprochen) der Einsamkeit nicht allein in der Hand haben. Die Paarformel „Dichtung und Deutung“ zur Beschreibung der Inhalte romantischer Beschäftigung mit Sprache ist unter diesem Aspekt nicht hinreichend, wenn sie nicht als Bezeichnung eines deontischen Konzepts im Sinne von Hermanns (1995b) charakterisiert wird: als Postulat, als Anspruch, als Programm.

9. Zitierte Literatur

- Anonym. (1806): Vom Geiste des Romantischen. In: Zeitung für die elegante Welt 70 (12. 6. 1806), 561–566.
- Arndt, Ernst Moritz (1805): Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock/Leipzig.
- Arndt, Ernst Moritz (1813): Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. Leipzig
- Arndt, Ernst Moritz (1818): Geist der Zeit. Viertes Theil. Berlin.
- Arnim, Achim von (1812): Isabella von Ägypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe. In: Achim von Arnim. Sämtliche Romane und Erzählungen. Auf Grund der Erstdrucke hrsg. v. Walther Migge. Bd. 2. München 1963, 451–557.
- Arnim, Bettine von (1840): Die Günderode. Zweites Theil. Grünberg/Leipzig.
- Arnim, Bettine von (1844): Clemens Brentanos Frühlingskranz. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Charlottenburg.
- Bär, Jochen A. (1999a): Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 50).
- Bär, Jochen A. (1999b): Goethe und die Sprachkritik. In: Der Sprachdienst 43, 223–234.
- Bär, Jochen A. (2000): Nation und Sprache in der Sicht romantischer Schriftsteller und Sprachtheoretiker. In: Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. v. Andreas Gardt. Berlin/New York, 199–228.
- Bär, Jochen A. (2002): August Wilhelm Schlegels Unterscheidung des ‚synthetischen‘ und des ‚analytischen‘ Sprachbaus. Pionierleistung der Sprachtypologie oder sprachphilosophisch-literaturkritische Reminiszenz? In: Historiographica Linguistica 29, 71–94.
- Bär, Jochen A. (2003a): Hermeneutische Zeitenwende? Die Sprachtheorie der deutschen Frühromantik zwischen Sprachskepsis und Sprachvertrauen. In: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert.“ Hrsg. v. Peter Wiesinger unter Mitarb. v. Hans Derkits. Bd. 11: Übersetzung und Literaturwissenschaft. Aktuelle und allgemeine Fragen der germanistischen Wissenschaftsgeschichte. Bern u. a., 305–310. (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A, Bd. 63.)
- Bär, Jochen A. (2003b): Wie deutsch war die deutsche Philologie der Gründerväter? Anmerkungen zur romantischen Germanistikkonzeption. In: www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentags. In Zusammenarbeit mit Petra Boden u. a. hrsg. v. Hartmut Kugler. Bd. 1. Bielefeld, 245–258.
- Bär, Jochen A. (2004): Das „unbedeutende E“. Zum Phänomen der Synkope in Texten des späten 18. Jahrhunderts. In: Sprachwandel und Gesellschaftswandel – Wurzeln des heutigen Deutsch. Studien des deutsch-japanischen Arbeitskreises für Frühneuhochdeutschforschung.. Hrsg. v. Klaus J. Mattheier/Haruo Nitta. München, 281–319.
- Bär, Jochen A. (2007): Romantik. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hrsg. v. Gert Ueding. Bd. 8: Rhet–St. Tübingen, 333–350.
- Bär, Jochen A. (2010): Das romantische Modell. Jacob Grimms Konzept der Sprachgeschichte. In: Dituria. Zeitschrift für Germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft 7, 7–24.
- Bär, Jochen A. (Hg.) (2010 ff.): Zentralbegriffe der klassisch-romantischen „Kunstperiode“ (1760–1840). Wörterbuch zur Literatur- und Kunstreflexion der Goethezeit. <http://www.zbk-online.de>.
- Bär, Jochen A. (2011) unter Mitarbeit von Benita von Consbruch: Das Konzept des Gehörs in der Theorie der deutschen Romantik. In: Phono-Graphien. Akustische Wahrnehmung in der deutschsprachigen Literatur von 1800 bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Marcel Krings. Würzburg 2011, 81–121.

- Behler, Ernst (1986): Der Antagonismus von Weimarer Klassik und Jenaer Frühromantik. In: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985. Hrsg. v. Albrecht Schöne. Bd. 8. Tübingen, 167–175.
- Behler, Ernst (1987a): Friedrich Schlegels Theorie des Verstehens: Hermeneutik oder Dekonstruktion? In: Die Aktualität der Frühromantik. Hrsg. v. Ernst Behler/Jochen Hörisch. Paderborn, 141–160.
- Behler, Ernst (Hg.) (1987b): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 23. München/Paderborn/Wien/Zürich.
- Behler, Ernst (1994): Die Sprachtheorie in Friedrich Schlegels frühen Schriften (1795–1803). In: Idealismus mit Folgen. Die Epochenschwelle um 1800 in Kunst und Geisteswissenschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Otto Pöggeler. Hrsg. v. Hans-Jürgen Gawoll/Christoph Jamme. München, 75–86.
- Behler, Ernst/Jochen Hörisch (Hgg.) (1987): Die Aktualität der Frühromantik. Paderborn.
- Bernhardi, August Ferdinand (1801): Sprachlehre Erster Theil. Reine Sprachlehre. Berlin; repr. Nachdr. Hildesheim/New York 1973.
- Bernhardi, August Ferdinand (1803): Sprachlehre Zweiter Theil. Angewandte Sprachlehre. Berlin; repr. Nachdr. Hildesheim/New York 1973.
- Borsche, Tilman (Hg.) (1996): Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky. München.
- Brentano, Clemens (1800): Die Rose. Ein Märchen. In: Clemens Brentano. Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hrsg. v. Jürgen Behrens u. a. Bd. 19: Prosa IV. Erzählungen. Text, Lesarten und Erläuterungen. Hrsg. v. Gerhard Kluge. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1987, 13–39.
- Brentano, Clemens (1801): Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. In: Clemens Brentano. Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hrsg. v. Jürgen Behrens u. a. Bd. 16: Prosa I. [Godwi.] Text, Lesarten und Erläuterungen. Hrsg. v. Werner Bellmann. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1978.
- Brentano, Clemens (1838): Gockel, Hinkel, Gackeleia. Märchen, wieder erzählt von Clemens Brentano. In: Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. v. Joseph Kürschner. Bd. 146/2, Stuttgart o. J. [1890], 339–440.
- Brinker-Gabler, Gisela (1980): Poetisch-wissenschaftliche Mittelalter-Rezeption. Ludwig Tiecks Erneuerung altdeutscher Literatur. O. O. [Göppingen].
- Di Cesare, Donatella (1990): Die Sprachlichkeit des Ichs. Ansätze zu einer Philosophie des Dialogs bei Friedrich Schlegel. In: Donatella Di Cesare / Stefano Gensini (Eds.): *Iter Babelicum*. Münster, 119–141.
- Di Cesare, Donatella (1995): Anmerkungen zu Novalis' Monolog. In: Athenäum. Jahrbuch für Romantik 5, 149–168.
- Di Cesare, Donatella (1996): Individualität der Sprache und Verstehen des Anderen. Humboldts dialogische Hermeneutik. In: Internationale Zeitschrift für Philosophie 2, 160–184.
- Di Cesare, Donatella (1997): Friedrich Schlegels akroamatisch-dialogische Wende. In: *Kodikas/Code. Ars Semeiotica. An International Journal of Semiotics* 20, 333–353.
- Dockhorn, Klaus (1944): Wordsworth und die rhetorische Tradition in England. In: Klaus Dockhorn: *Macht und Wirkung der Rhetorik*. Bad Homburg u. a. 1968, 9–45.
- Eichendorff, Joseph von (1857): Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. In: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. Begr. v. Wilhelm Kosch/August Sauer, fortgef. u. hrsg. v. Hermann Kunisch. Bd. 9. Regensburg 1970.
- Fichte, Johann Gottlieb (1795): Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache. Zitiert nach: J[ohann] G[ottlieb] Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Hrsg. v.

- Reinhard Lauth und Hans Jacob. [Abt.] Werke Bd. 3: Werke 1794–1796. Hrsg. v. Reinhard Lauth und Hans Jacob unter Mitwirkung von Richard Schottky. Stuttgart-Bad Cannstatt 1966, 91–127.
- Fiesel, Eva (1927): Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. Tübingen.
- Frank, Manfred (1978): Schleiermachers hermeneutische Sprachtheorie und das Problem der Divination. In: Romantik in Deutschland. Ein interdisziplinäres Symposium. Hrsg. v. Richard Brinkmann. Stuttgart (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte; Sonderbd.), 550–562.
- Frühwald, Wolfgang (1983): Der Zwang zur Verständlichkeit. August Wilhelm Schlegels Begründung romantischer Esoterik aus der Kritik rationalistischer Poetologie. In: Die literarische Frühromantik. Hrsg. v. Silvio VIETTA. Göttingen 1983, 129–148. (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1488.)
- Gaier, Ulrich (1989): Gegenauflklärung im Namen des Logos: Hamann und Herder. In: Aufklärung und Gegenauflklärung in der europäischen Literatur, Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Jochen Schmidt. Darmstadt, 261–276.
- Gardt, Andreas (1995): Die zwei Funktionen von Sprache: kommunikativ und sprecherzentriert. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 23, 153–171.
- Gebhardt, Peter (1970): A. W. Schlegels Shakespeare-Übersetzung. Untersuchungen zu seinem Übersetzungsverfahren am Beispiel des Hamlet. Göttingen. (Palaestra 257.)
- Gipper, Helmut (1992): Sprachphilosophie in der Romantik. In: Sprachphilosophie. Philosophy of Language. La philosophie du langage. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. Manuel international des recherches contemporaines. Hrsg. v. Marcelo Dascal/Dietfried Gerhardus/Kuno Lorenz/Georg Meggle. 1. Halbbd. Berlin/New York, 197–233. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 7, 1).
- Gipper, Helmut/Peter Schmitter (1985): Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie im Zeitalter der Romantik. Ein Beitrag zur Historiographie der Linguistik. 2., verb. Aufl. Tübingen.
- Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von (1673): Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräg mit seinem Teutschen Michel / Jedermänniglichen / wanns seyn kan / ohne Lachen zu lesen erlaubt. Nürnberg.
- Hausdörfer, Sabrina (1989): Die Sprache ist Delphi. Sprachursprungstheorie, Geschichtsphilosophie und Sprach-Utopie bei Novalis, Friedrich Schlegel und Friedrich Hölderlin. In: Theorien vom Ursprung der Sprache. Hrsg. v. Joachim Gessinger/Wolfert von Rahden. Bd. 1. Berlin/New York, 460–497.
- Haym, Rudolf (1870): Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin, unveränd. photomechan. Nachdr. Darmstadt o. J.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1812): Wissenschaft der Logik. Erster Band: Die objective Logik. Nürnberg.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (²1832): Wissenschaft der Logik. Erster Theil: Die objektive Logik. – In: Georg Wilhelm Friedrich Hegel's. Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. Bd. 3. Hrsg. v. Leopold von Henning. Berlin 1833.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1835): Vorlesungen über die Aesthetik (posthum hrsg. v. Heinrich Gustav Hotho). In: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in zwanzig Bänden. Neu hrsg. v. Hermann Glockner. Bd. 12. Stuttgart ³1953.
- Heine, Heinrich (1830): Reisebilder. Vierter Theil. In: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 7/1 Hamburg 1986, 153–273.
- Heine, Heinrich (1831): Einleitung [zu „Kahldorf über den Adel“]. In: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 11. Hamburg 1978, 134–145.
- Heine, Heinrich (1837): Über die französische Bühne. Vertraute Briefe an August Lewald. In: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 12/1. Hamburg 1980, 227–290.

- Heine, Heinrich (1839): Shakespeares Mädchen und Frauen. Mit Erläuterungen. In: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 10. Hamburg 1993, 7–191.
- Henschel, Gerhard (2003): Die wirrsten Grafiken der Welt. Mit einem Nachwort von Michael Rutschky. Hamburg.
- Herder, Johann Gottfried (1772): Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat. In: Herders sämtliche Werke. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 5. Berlin 1891, 1–147.
- Hermanns, Fritz (1994): Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zur Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen ‚politischen Semantik‘. Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245 Sprache und Situation. Heidelberg/Mannheim.
- Hermanns, Fritz (1995a): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. v. Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 156), 69–101.
- Hermanns, Fritz (1995b): Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik. In: Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen. Hrsg. v. Gisela Harras. Berlin/New York, 138–178. (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 1993.)
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1815/16): Die Elixiere des Teufels. In: E. T. A. Hoffmann. Sämtliche Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Wulf Segebrecht/Hartmut Steinecke unter Mitarb. v. Gerhard Allroggen/Ursula Segebrecht. Bd. 2/2, Frankfurt a. M. 1988, 9–352.
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1819): Seltsame Leiden eines Theater-Direktors. In: E. T. A. Hoffmann. Sämtliche Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Wulf Segebrecht/Hartmut Steinecke unter Mitarb. v. Gerhard Allroggen/Ursula Segebrecht. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1985, 399–518.
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1820/22): Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern. In: E. T. A. Hoffmann. Sämtliche Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Wulf Segebrecht/Hartmut Steinecke unter Mitarb. v. Gerhard Allroggen/Friedhelm Auhuber/Hartmut Mangold/Ursula Segebrecht. Bd. 5. Frankfurt a. M. 1992, 9–458.
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1821): Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot. In: E. T. A. Hoffmann. Sämtliche Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Wulf Segebrecht/Hartmut Steinecke unter Mitarb. v. Gerhard Allroggen/Ursula Segebrecht. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1985, 767–912.
- Hölderlin, Friedrich (1797): Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Erster Band. In: Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftrag des württembergischen Kultusministeriums hrsg. v. Friedrich Beissner. Bd. 3. Stuttgart 1957, 1–90.
- Hölderlin, Friedrich (1799): Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Zweiter Band. In: Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Im Auftrag des württembergischen Kultusministeriums hrsg. v. Friedrich Beissner. Bd. 3. Stuttgart 1957, 91–160.
- Hörisch, Jochen (1987): Der Mittler und die Wut des Verstehens. Schleiermachers frühromantische Anti-Hermeneutik. In: Die Aktualität der Frühromantik. Hrsg. v. Ernst Behler/Jochen Hörisch. Paderborn, 19–32.
- Hörisch, Jochen (1988): Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik. Frankfurt a. M. (edition suhrkamp 1485, N. F. 485).
- Huge, Eberhard (1971): Poesie und Reflexion in der Ästhetik des frühen Friedrich Schlegel. Stuttgart. (Studien zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft 6.)
- Humboldt, Wilhelm von (1795/96): Über Denken und Sprechen. In: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. 1. Abt., Bd. 7/2. Hrsg. v. Albert Leitzmann, Berlin 1908, 581–583.

- Humboldt, Wilhelm von (1822): Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. In: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. 1. Abt., Bd. 4. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Berlin 1905, 1–34.
- Humboldt, Wilhelm von (1827/29): Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues. In: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. 1. Abt., Bd. 6. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Berlin 1907, 111–303.
- Huysen, Andreas (1969): Die frühromantische Konzeption von Übersetzung und Aneignung. Studien zur frühromantischen Utopie einer deutschen Weltliteratur. Zürich (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 33).
- Immerwahr, Raymond (Hg.) (1985): Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 24. München/Paderborn/Wien/Zürich.
- Ivo, Hubert (1994): Leo Weisgerbers Sprachdenken: kein Denken im Geist oder Buchstaben Humboldts. In: Leo Weisgerber: Engagement und Reflexion. Kritik einer didaktisch orientierten Sprachwissenschaft. Hrsg. v. Hubert Ivo. Frankfurt a. M. u. a. (Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts 10), 195–274.
- Jaeger, Stephan/Stefan Willer (Hgg.) (2000): Das Denken der Sprache und die Performanz des Lyrischen um 1800. Würzburg.
- Jaeger, Stephan (2001): Theorie lyrischen Ausdrucks. Das unmarkierte Zwischen in Gedichten von Brentano, Eichendorff, Trakl und Rilke. München.
- Jahn, Friedrich Ludwig (1810): Deutsches Volksthum. Lübeck.
- Jean Paul [d. i. Johann Paul Friedrich Richter] (1813): Vorschule der Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. [2. Aufl.] In: Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Eduard Berend. 1. Abt., Bd. 11. Weimar 1935.
- Kainz, Friedrich (1937): Die Sprachästhetik der deutschen Frühromantiker. In: Aurora. Ein romantischer Almanach 7, 116–127.
- Kämper, Heidrun (2006): Diskurs und Diskurslexikographie. Zur Konzeption eines Wörterbuchs des Nachkriegsdiskurses. In: Deutsche Sprache 34, 334–353.
- Kant, Immanuel (1787): Kritik der reinen Vernunft [2. Aufl.]. In: Kant's gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Abt. 1: Werke. Bd. 3: Kritik der reinen Vernunft. Zweite Auflage 1787. Berlin 1904.
- Kant, Immanuel (1790): Kritik der Urtheilskraft. Berlin/Libau.
- Kleist, Heinrich von (1809): Katechismus der Deutschen abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte. In: Heinrich von Kleist. Werke und Briefe in vier Bänden. Hrsg. v. Siegfried Streller in Zusammenarbeit mit Peter Goldammer u. a. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1986, 389–400.
- Klingemann, August (1805): Nachtwachen. Von Bonaventura. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen v. Jost Schillemeit. Frankfurt a. M. 1974.
- Knobloch, Clemens (2002): [Rezension von] Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Herausgegeben von Andreas Gardt. Berlin: Walter de Gruyter 2000. 924 S. In: Historiographica Linguistica 29, 222–233.
- Koch, Manfred (2000): Deutsche Welterleuchtung oder globaler Ideenhandel? Der Topos von der Übersetzungsnation Deutschland in Goethes Konzept der ‚Weltliteratur‘. In: Athenäum. Jahrbuch für Romantik 10, 29–53.
- Köhler, Erich (1984): „Je ne sais quoi“. Ein Kapitel aus der Begriffsgeschichte des Unbegreiflichen. In: Erich Köhler. Espit und arkadische Freiheit. Aufsätze aus der Welt der Romania. München 1984, 230–286.
- Körner, Josef (Hg.) (1936): Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. Bd. 1. Brunn/Wien/Leipzig.

- Lohner, Edgar (Hg.) (1972): Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe. Auf der Grundlage der von Henry Lüdeke besorgten Edition neu hrsg. u. kommentiert. München.
- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. v. Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann. Tübingen (RGL 156), 1–18.
- Mendelssohn, Moses (1755): Über die Empfindungen. In: Moses Mendelssohn. Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe. Hrsg. v. Ismar Elbogen/Julius Guttman/Eugen Mittwoch. Bd. 1: Schriften zur Philosophie und Ästhetik I. Bearb. v. Fritz Bamberger. Berlin 1929, 41–123.
- Mereau, Sophie (1794): Das Blütenalter der Empfindung. Hrsg. u. mit Nachwort und Auswahlbibliographie versehen v. Herman Moens. Stuttgart 1982. (Stuttgarter Nachdrucke zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts 5)
- Mereau, Sophie (1800): Gedichte. Erstes Bändchen. Berlin.
- Monreal-Wickert, Irene (1977): Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der großen französischen Enzyklopädie. Tübingen. (Lingua et Traditio 3.)
- Müller, Adam (1812): Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. In: Adam Müller. Kritische, ästhetische und philosophische Schriften. Hrsg. v. Walter Schroeder/Werner Siebert. Bd. 1. Neuwied/Berlin 1967, 293–451.
- Nietzsche, Friedrich (1887): Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. In: Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe. Hrsg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari. Bd. 3. 2., durchges. Aufl. Berlin/New York 1988, 9–331.
- Novalis [d. i. Friedrich von Hardenberg] (1798a): Das Allgemeine Brouillon. [Materialien zur Enzyklopädistik 1798/99.] In: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 3: Das philosophische Werk II. Hrsg. v. Richard Samuel in Zusammenarb. mit Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz ³1983, 205–478.
- Novalis [d. i. Friedrich von Hardenberg] (1798b): Die Lehrlinge zu Saïs. In: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 1: Das dichterische Werk. Hrsg. v. Paul Kluckhohn/Richard Samuel unter Mitarb. v. Heinz Ritter/Gerhard Schulz. Stuttgart ³1977, 69–109.
- Novalis [d. i. Friedrich von Hardenberg] (1798c): Poëticismen. In: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 2: Das philosophische Werk I. Hrsg. v. Richard Samuel in Zusammenarb. mit Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz ³1981, 537–538.
- Novalis [d. i. Friedrich von Hardenberg] (1799a): Fragmente und Studien. In: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 3: Das philosophische Werk II. Hrsg. v. Richard Samuel in Zusammenarb. mit Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz ³1983, 525–694.
- Novalis, [d. i. Friedrich von Hardenberg] (1799b): Monolog. In: Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts (2002), 346–348.
- Novalis [d. i. Friedrich von Hardenberg] (1800): [Die Berliner Papiere.] In: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 3: Das philosophische Werk II. Hrsg. v. Richard Samuel in Zusammenarb. mit Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz ³1983, 671–678.
- Novalis [d. i. Friedrich von Hardenberg] (1802): Heinrich von Ofterdingen. Ein nachgelassener Roman von Novalis. In: Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 1: Das dichterische Werk. Hrsg. v. Paul Kluckhohn/Richard Samuel unter Mitarb. v. Heinz Ritter/Gerhard Schulz. Stuttgart ³1977, 181–334.
- Ritter, Johann Wilhelm (1810): Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur. Erstes Bändchen. Heidelberg; Faksimiledruck [zusammen mit dem Zweyten Bändchen] mit einem Nachw. v. Heinrich Schipperges Heidelberg 1969. (Deutsche Neudrucke, Reihe: Goethezeit)

- Roelcke, Thorsten (1992): Lexikalische Bedeutungsrelationen. Varietätenimmanenz und Varietäten-transzendenz im onomasiologischen und im semasiologischen Paradigma. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 59, 183–189.
- Rother, Michael (1988): Die literarische Interpretation – von Bodmer bis Keller. In: *Codex Manesse. Die Große Heidelberger Liederhandschrift. Texte. Bilder. Sachen. Katalog zur Ausstellung vom 12. Juni bis 4. September 1988 in der Universitätsbibliothek Heidelberg*. Hrsg. v. Elmar Mittler/Wilfried Werner. [Heidelberg], 396–422.
- Samuel, Richard (Hg. in Zusammenarb. mit Hans-Joachim Mähl/Gerhard Schulz) (1975): *Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 4: Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse*. 2. Aufl. Stuttgart.
- Schanze, Helmut (1974): Romantik und Rhetorik. Rhetorische Komponenten der Literaturprogrammatisik um 1800. In: *Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte in Deutschland vom 16.–20. Jahrhundert*. Hrsg. v. Helmut Schanze. Frankfurt a. M., 126–144.
- Schanze, Helmut (1994): *Romantische Rhetorik*. In: *Romantik-Handbuch*. Hrsg. v. Helmut Schanze. Stuttgart, 336–350.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (1803/04): *Philosophie der Kunst*. In: *Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämtliche Werke*. Hrsg. v. Karl Friedrich August Schelling. 1. Abt. Bd. 5 Stuttgart/Augsburg 1859, 353–736.
- Schiller, Friedrich (1801): *Deutsche Größe*. In: *Schillers Werke. Nationalausgabe. Begr. v. Julius Petersen, fortgef. v. Lieselotte Blumenthal/Benno von Wiese, hrsg. [...] v. Norbert Oellers/Siegfried Seidel*. Bd. 2.1. Weimar 1983, 431–436.
- Schlegel, August Wilhelm (1793): *Betrachtungen über Metrik. An Friedrich Schlegel*. In: *August Wilhelm von Schlegel's sämtliche Werke*. Hrsg. v. Eduard Böcking. Repr. Nachdr. der 3. Ausgabe Leipzig 1846, Hildesheim/New York 1971. Bd. 7, 155–184.
- Schlegel, August Wilhelm (1795): *Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache*. In: *Die Horen. Eine Monatsschrift herausgegeben von [Friedrich] Schiller*. 4. Bd., 11. Stück, 77–103.
- Schlegel, August Wilhelm (1796a): *Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache*. In: *Die Horen. Eine Monatsschrift herausgegeben von [Friedrich] Schiller*. 5. Bd., 1. Stück, 54–74.
- Schlegel, August Wilhelm (1796b): *Briefe über Poesie, Silbenmaß und Sprache*. In: *Die Horen. Eine Monatsschrift herausgegeben von [Friedrich] Schiller*. 5. Bd., 2. Stück, 56–73.
- Schlegel, August Wilhelm (1798): *Die Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche*. In: *Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel*. Ersten Bandes Erstes Stück. Berlin, 3–69.
- Schlegel, August Wilhelm (1798/99): *Vorlesungen über philosophische Kunstlehre*. In: *August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen*. Hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 1. Paderborn/München/Wien/Zürich 1989, 1–177.
- Schlegel, August Wilhelm (1799): *Die Gemählde. Gespräch*. In: *Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel*. Zweiten Bandes Erstes Stück. Berlin 1799, 39–151.
- Schlegel, August Wilhelm (1801/02): *Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Erster Theil: Die Kunstlehre*. In: *August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen*. Hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 1. Paderborn/München/Wien/Zürich 1989, 181–472.
- Schlegel, August Wilhelm (1802/03): *Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Zweiter Theil: Vorlesungen über die schöne Literatur*. In: *August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen*. Hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 1. Paderborn/München/Wien/Zürich 1989, 473–781.
- Schlegel, August Wilhelm (1803): *Ankündigung. Sprachlehre von A. F. Bernhardi*. In *Europa* 2, Heft 1, 193–204.

- Schlegel, August Wilhelm (1803/04a): Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Dritter Teil: Vorlesungen über die romantische Poesie. In: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hrsg. v. Georg Braungart, begr. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 2/1. Paderborn/München/Wien/Zürich 2007, 1–194.
- Schlegel, August Wilhelm (1803/04b): Vorlesungen über Enzyklopädie der Wissenschaften. In: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Begr. v. Ernst Behler/Frank Jolles. Hrsg. v. Claudia Becker. Bd. 3. Paderborn/München/Wien/Zürich 2006, 1–373, 1–373.
- Schlegel, August Wilhelm (1809/11a): Ueber dramatische Kunst und Litteratur. Erster Theil. In: August Wilhelm von Schlegel's sämtliche Werke. Hrsg. v. Eduard Böcking. Repr. Nachdr. der 3. Ausgabe Leipzig 1846, Hildesheim/New York 1971. Bd. 5.
- Schlegel, August Wilhelm (1809/11): Ueber dramatische Kunst und Litteratur. Zweiter Theil. In: August Wilhelm von Schlegel's sämtliche Werke. Hrsg. v. Eduard Böcking. Repr. Nachdr. der 3. Ausgabe Leipzig 1846, Hildesheim/New York 1971. Bd. 6.
- Schlegel, August Wilhelm (1818): Observations sur la Langue et la Littérature Provençales. In: Œuvres de M. Auguste-Guillaume de Schlegel, écrites en Français. Hrsg. v. Eduard Böcking. Leipzig 1846, Repr. Nachdr. Hildesheim/New York 1972. Bd. 2, 149–250.
- Schlegel, August Wilhelm (1818/19): Geschichte der deutschen Sprache und Poesie. Hrsg. v. Josef Körner. Berlin 1913. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts 147.)
- Schlegel, Friedrich (1795): Von den Organen der Griechischen Poesie. (Vom Rhythmus). In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 11. München/Paderborn/Wien/Zürich 1958, 219–225.
- Schlegel, Friedrich (1795/97): Über das Studium der Griechischen Poesie. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 1. München/Paderborn/Wien/Zürich 1979, 217–367.
- Schlegel, Friedrich (1796/98): Philosophische Fragmente. Erste Epoche. II. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 18. München/Paderborn/Wien/Zürich 1963, 17–119.
- Schlegel, Friedrich (1797a): Kritische Fragmente. In: Lyceum der schönen Künste. Ersten Bandes, zweyter Theil. Berlin 1797, 133–169.
- Schlegel, Friedrich (1797b): Zur Philologie II. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 16. München/Paderborn/Wien/Zürich 1981, 57–81.
- Schlegel, Friedrich (1797c): Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das Klassische Alterthum. [Vorrede]. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 1. München/Paderborn/Wien/Zürich 1979, 205–216.
- Schlegel, Friedrich (1797d): Georg Forster. Fragment einer Charakteristik der deutschen Klassiker. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 2. München/Paderborn/Wien/Zürich 1967, 78–99.
- Schlegel, Friedrich (1798a): Fragmente. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 2. München/Paderborn/Wien/Zürich 1967, 165–255.
- Schlegel, Friedrich (1798b): Über Goethe's Meister. In: Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Ersten Bandes Zweytes Stück. Berlin 1798, 147–178.
- Schlegel, Friedrich (1798/99): Philosophische Fragmente. Zweite Epoche. I. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 18. München/Paderborn/Wien/Zürich 1963, 195–321.

- Schlegel, Friedrich (1799): *Lucinde*. Ein Roman von Friedrich Schlegel. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 5. München/Paderborn/Wien/Zürich 1962, 1–82.
- Schlegel, Friedrich (1800a): Gespräch über die Poesie. In: *Athenaeum*. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Bd. 3, Berlin 1800, 58–128 u. 169–187.
- Schlegel, Friedrich (1800b): Ueber die Unverständlichkeit. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 2. München/Paderborn/Wien/Zürich 1967, 363–372.
- Schlegel, Friedrich (1800c): Ideen. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 2. München/Paderborn/Wien/Zürich 1967, 256–272.
- Schlegel, Friedrich (1804): Lessings Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 3. München/Paderborn/Wien/Zürich 1975, 46–102.
- Schlegel, Friedrich (1804/05): Die Entwicklung der Philosophie in zwölf Büchern. 1.–5. Buch. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 12. München/Paderborn/Wien/Zürich 1964, 107–480.
- Schlegel, Friedrich (1805/06): [Vorlesungen über] Propädeutik und Logik. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 13. München/Paderborn/Wien/Zürich 1964, 177–384.
- Schlegel, Friedrich (1808): Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde [...]. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hrsg. v. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 8. München/Paderborn/Wien/Zürich 1975, 105–433.
- Schleiermacher, Friedrich (1799): *Über die Religion*. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin.
- Schleiermacher, Friedrich (1805/09): *Zur Hermeneutik*. In: Fr. D. E. Schleiermacher. *Hermeneutik*. Nach den Handschriften neu hrsg. u. eingel. v. Heinz Kimmerle. Heidelberg 1959, 27–50.
- Schleiermacher, Friedrich (1813): Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens. In: Friedrich Schleiermacher's sämtliche Werke. 3. Abt., Bd. 2. Berlin 1838, 207–245.
- Schlieben-Lange, Brigitte/Harald Weydt (1988): August Ferdinand Bernhards (1770–1820). In: *Histoire Épistémologie Langage* 10, 81–100.
- Schmidt, Hartmut (1986): *Die lebendige Sprache*. Zur Entstehung des Organismuskonzepts. Berlin. (Linguistische Studien, Reihe A, 151.)
- Schmitter, Peter (1993): Der ‚romantische‘ Forschungsansatz. Seine Entfaltung und Reduktion in der deutschen Sprachwissenschaft des frühen 19. Jahrhunderts. In: *Geschichte der Sprachtheorie: Studien zum Sprachbegriff der Neuzeit*. Hrsg. v. Ulrich Hoinkes. Münster/Hamburg (Münstersches Logbuch zur Linguistik 4/1993), 87–111.
- Schulz, Karlheinz (1989): Voraussetzungen kultureller Vermittlung in der deutschen Frühromantik. Kosmopolitismus und Nationalismus bei den Brüdern Schlegel. In: *Recherches Germaniques* 19, 31–67.
- Stickel, Gerhard (1999): Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen. Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In: *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*. Hrsg. v. Gerhard Stickel. Berlin/New York, 16–44.
- Stroh, Fritz (1933): *Der volkhafte Sprachbegriff*. Halle a. d. S.
- Strohschneider-Kohrs, Ingrid (1977): *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung*. 2., durchges. u. erw. Aufl. Tübingen 1977 (Hermaea, N. F. 6).

- Tieck, Ludwig (1797 [1796]): Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders [Teil 6]. In: Wilhelm Heinrich Wackenroder. Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Bd. 1: Werke. Hrsg. v. Silvio Vietta. Heidelberg 1991, 70–72.
- Tieck, Ludwig (1798): Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte. In: Ludwig Tieck. Werke in vier Bänden. Nach dem Text der Schriften von 1828–1854, unter Berücksichtigung der Erstdrucke, hrsg. v. Marianne Thalmann, München 1963, Bd. 1, 701–986.
- Tieck-Bernhardi, Sophie (1800): Lebensansicht. In: Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Dritten Bandes Zweites Stück. Berlin, 205–215.
- Vietta, Silvio (1970): Sprache und Sprachreflexion in der modernen Lyrik. Bad Homburg v. d. H./Berlin/Zürich. (Literatur und Reflexion 3.)
- Vietta, Silvio/Richard Littlejohns (Hgg.) (1991): Wilhelm Heinrich Wackenroder. Sämtliche Werke und Briefe. Heidelberg 1991.
- Wackenroder, Wilhelm Heinrich (1799): Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst [Teil 16]. In: Wilhelm Heinrich Wackenroder. Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Bd. 1: Werke. Hrsg. v. Silvio Vietta. Heidelberg 1991, 216–223.
- Wild-Schedlbauer, Roswitha (1990): [Einleitung.] In: August Ferdinand Bernhadi. Anfangsgründe der Sprachwissenschaft. Faksimile-Neudruck der Ausgabe Berlin 1805. Stuttgart-Bad Cannstatt, 7*–56*. (Grammatica universalis 18.)
- Wordsworth, William (1798): Advertisement to the Lyrical Ballads. In: The Poetical Works of William Wordsworth. Ed. from the manuscripts with textual and critical notes by Ernest de Selincourt. Bd. 2. Oxford ²1952, 383–384.
- Wordsworth, William (1802): Preface to the Lyrical Ballads. In: The Poetical Works of William Wordsworth. Ed. from the manuscripts with textual and critical notes by Ernest de Selincourt. Bd. 2. Oxford ²1952, 384–404.